Im Lande des Negus



von

G. Escherich





S. J. Hussan
Advocate
Mombasa
22nd April, 1956.

J. Nicolics
Berlin, 23.12.1911

IM LANDE DES NEGUS

VON

GEORG ESCHERICH



BERLIN 1912
VERLAG VON GEORG STILKE
HOFBUCHHÄNDLER Sr. K. u. K. HOHEIT DES KRONPRINZEN

Vorwort.

Ein glückliches Geschick hat es gefügt, dass ich ferne Länder sehen durfte. Möge ein gleicher Stern mir auch in Zukunft leuchten.

Isen (Oberbayern), im August 1911.

Georg Escherich.



Inhalt

Verzeichnis der Abbildungen

Einleitung.

Gelegentlich einer Audienz, welche mir Negus Negesti Menelik II. bei meiner ersten im Jahre 1907 nach Abessinien unternommenen Reise gewährte, hatte der Monarch der Holzarmut seines Landes Erwähnung getan und sie als eines der grössten Hindernisse für die weitere Entwicklung seiner Haupt- und Residenzstadt Addis-Abbeba bezeichnet. Damals schon hatte er die Anzucht nutzholztüchtiger Koniferen ins Auge gefasst, nachdem ich ihn überzeugen konnte, dass die vorhandenen Eucalyptuspflanzungen nie und nimmer imstande sein würden, das nötige Bauholz zu liefern.

Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt ich bald darauf durch ein an Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. gerichtetes Schreiben Meneliks den Ruf, abermals nach Abessinien zu kommen und grössere Aufforstungen in der Umgebung von Addis-Abbeba einzuleiten. Mit Freuden nahm ich an, da ich mir nicht nur einen möglichen Erfolg, sondern insbesondere auch ein interessantes Arbeiten versprach. In dankenswerter Weise hatte die bayerische Regierung dem Wunsche des Auswärtigen Amtes in Berlin entsprochen und mir den nötigen Urlaub gewährt. So konnte denn die Ausreise anfangs Januar 1909 erfolgen.

Wie schon bei meiner ersten Reise wählte ich auch diesmal wieder die Route über Djibouti, die Haupt- und Hafenstadt der Französisch Somali-Küste, da sie zurzeit noch unzweifelhaft die schnellste und einfachste Verbindung Europas mit der äthiopischen Hauptstadt darstellt.

Am 29. Januar 1909 vormittags lief der kleine, nur 152 Tonnen haltende französische Küstendampfer „Binger“, mit dem ich die Ueberfahrt von Aden gemacht hatte, an der

Mole von Djibouti an, und am 2. Februar bereits konnte ich mit der äthiopischen Eisenbahn nach Dirre-Daua, der damaligen Endstation, abreisen.

Mein Aufenthalt dort dauerte gerade solange, bis das grosse Gepäck nachgekommen und die von der abessinischen Regierung gestellte Karawane marschbereit war. Das waren immerhin zwei Wochen. An Warten muss man sich eben in Abessinien gewöhnen.

Am 15. Februar nachmittags endlich konnte ich mit 22 Maultieren und der nötigen Begleitmannschaft zur Hauptstadt aufbrechen. Ich wählte aus jagdlichen Gründen wiederum den Bilenweg, musste mich aber sehr bald überzeugen, dass von den Wildbeständen, die ich vor zwei Jahren hier noch angetroffen hatte, so gut wie nichts mehr vorhanden war. Ein warnendes Beispiel dafür, wie rasch es auch in Afrika mit dem Wilde abwärts geht, wenn es schutz- und schonungslos der Mordgier des Menschen, vor allem des tiefstehenden zügellosen Schwarzen ausgeliefert ist.

Mit dem Ende der Hawasch - Niederung ist auch die letzte Hoffnung auf jagdlichen Erfolg geschwunden. Das in scharfem Anstiege erklommene Hochland von Schoa bietet keine Gelegenheit mehr, eine Patrone anzubringen. In zügigem Marsche geht es nun ohne Aufenthalt weiter nach Addis-Abbeba, das am 10. März nachmittags erreicht wird. — Der deutsche Gesandte Dr. Scheller-Steinwartz heisst mich herzlich willkommen und nimmt mich in gastfreundlichster Weise in seinem Hause auf. Wer selbst erfahren hat, was es heisst, nach wochenlangem Leben im Zelte wieder unter Dach und Fach zu sein und an einem weissgedeckten Tische zu essen, wird vielleicht begreifen, wie dankbar ich dem Minister war.

Was ich über die gegenwärtigen politischen Verhältnisse erfuhr, war für mich nicht gerade ermutigend. Menelik hatte, wie man sich bei meiner Ankunft in Dirre-Dau bereits erzählte, vor etwa einem Monate einen schweren paralytischen Anfall erlitten und konnte sich von diesem Schlage nicht mehr erholen. Die eiserne Natur des Gewaltigen war endgültig zusammengebrochen. Der „Löwe aus dem Stamme Juda“ hatte seine Schrecken verloren. Er war schwach und willen-

los geworden, lebendig-tot, so wie er heute noch dahinsiecht.*) Taïtu, seine herrschsüchtige, fremdenfeindliche Gemahlin, hatte ganz die Regierungsgewalt an sich gerissen. Eine schrankenlose Günstlingswirtschaft, ein fremdenfeindliches Regime, eine unbeständige, von Tag zu Tag wechselnde Politik hatte begonnen. Handel und Wandel lahmte. Nichts war gegenwärtig von der äthiopischen Regierung zu erlangen. Ein Glück nur, dass ich von Anfang an wusste,



wie ich daran war, und mich gleich auf eigene Füsse stellte. So war es mir möglich, doch wenigstens einen Teil meines forstlichen Programms durchzuführen. Ich legte auf einem der deutschen Gesandtschaft gehörigen Grundstücke, das mir Dr. Scheller in entgegenkommendster Weise zur Verfügung gestellt hatte, eigenhändig ein kleines Saatkamp

*) Menelik lebt heute noch trotz der schönen Nekrologe, die ihm die Presse, vor allem die englische, gebracht hat.

an, auf dem die für Abessinien bestimmten Nadelholzarten zur Aussaat gelangten. Mehr war zunächst nicht zu machen.

Als weitere Aufgabe hatte ich mir gestellt, das Land im Süden des Reiches zu bereisen, die dortigen Waldverhältnisse zu studieren und wenn möglich, im Rudolfsee-Gebiete zu jagen. Für dieses Gebiet hatte mich die Lektüre des Höhnelschen Werkes, das die im Jahre 1888 erfolgte Entdeckung des Rudolfsees beschreibt, ganz besonders begeistert. Ausserdem legte auch das Zoologische Museum in Berlin, das meine Reise unterstützte, Wert darauf, dass ich gerade in diesem Gebiete sammelte. Glaubte doch Professor Matschsie, wohl der beste Kenner der afrikanischen Säugetiere, aus zoogeographischen Gründen annehmen zu dürfen, dass die scharfe Biegung des Omoflusses eine faunistische Grenze darstelle und die Arten nördlich davon anders seien, als die des Rudolfsee-Gebietes. Eine Hypothese, die durch die mitgebrachten Belegstücke vollkommen bestätigt wurde.

Mit Rücksicht auf die gegenwärtigen politischen Verhältnisse versuchte ich gar nicht weiter, die abessinische Regierung für meine Pläne, die doch auch zum Teil die ihren gewesen wären, zu interessieren, sondern ging gleich daran, aus eigenen Mitteln die Karawane zusammenzustellen.

Von der Regierung verlangte ich nichts als den grossen, mit dem Insiegel des Kaisers versehenen Pass. Diesen musste ich haben, einmal, um meiner Reise einen gewissen offiziellen Anstrich zu geben, dann auch, weil nur die unbedingte Autorität Meneliks — die Kunde von seinem Siechtum war damals noch nicht oder doch nur sehr abgeschwächt in die Provinzen gedrungen — mir in den entlegenen Gegenden seines Reiches den nötigen Schutz gewähren konnte. Trotz wiederholter Versprechungen des abessinischen Ministeriums, trotz wiederholter persönlicher Vorstellungen des deutschen Gesandten wollte aber das so heiss ersehnte Papier nicht kommen. Augenscheinlich steckte auch hier wieder Taïtu mit ihrem Fremdenhass dahinter. Von Tag zu Tag wurde ich vertröstet, immer wieder wurde eine neue Ausrede gefunden, bis ich mich schliesslich, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren und damit mit meiner Reise gänzlich in die Regenzeit zu kommen, entschloss, auch ohne „Kaiserbrief“ loszumarschieren. Mit den Pässen der einzelnen Landes-

chefs, die ich mir vorsorglich verschafft hatte, würde ich mich schon die erste Zeit durchschlagen.

Also marschierte ich am 25. März voll froher Hoffnung und Tatendrang los. Aber schon am nächsten Tage hatte ich die grosse Freude, den Kaiserpass zu erhalten. Ein Reiter der deutschen Gesandschaft überbrachte mit den letzten Abschiedsgrüssen Dr. Schellers das so wertvolle Schreiben.



ሞዓ፡ አንበሳ፡ ዘእምነገደ፡ ይሁዳ፡ ዳግማዊ ምኒልክ፡
ሥዩመ፡ እግዚአብሔር፡ ንጉሠ ነገሥት፡ ዘኢትዮጵ
ያ። ይህነን፡ ደብዳቤ፡ የያዘ፡ ዶክቶር ኤሼሪሽ፡
የሚባል፡ የጀርመን መንግሥት፡ ሰው፡ ዱር፡ለ
መመርመር፡ አዝዘው፡ መፕቷልና፡ እየዞረ፡ ሲ
ያየ፡ እንዲመረምር፡ አይከልከል። ይህነንም ሲ
ያይ፡ እንዳይቸገረው፡ በየግዛታችሁ፡ መሪ፡ሰ
ው፡ እየሰጣችሁ፡ እንዲሄድ፡ ይሁን። መጋቢት፡
፲፮ ቀን፡ ፲፱፻፩ ዓመተ፡ ምሕረት፡ አዲስ፡ አበባ ከ
ተማ፡ ተጻፈ።

Es lautet in Uebersetzung: „Der siegreiche Löwe aus dem Stamme Juda, Menelik II., von Gottes Gnaden König der Könige von Aethiopien: Den Träger dieses Briefes, einen deutschen Untertan, der Dr. Escherich heisst, habe ich befohlen, die Waldungen zu untersuchen. Wenn er hingeht, dies zu tun, darf er nicht gehindert werden. Damit er nicht in Verlegenheit gerate, soll ihm jeder der Gouverneure einen Führer geben, auf dass er durch ihre Statthalterschaften ziehen kann.

Gegeben zu Addis-Abbeba, den 16. Makabit 1901 (d. i. 23. März 1909).“

Ohne Führer, ohne auch nur einigermassen brauchbare Karten, ging es auf einer breiten Karawanenstrasse nach dem Süden, und erreichte ich nach mancherlei Schwierigkeiten

endlich am 22. Mai den Rudolfsee. Mein Aufenthalt dort war freilich nur nach Stunden bemessen, da der Gesundheitszustand der Karawane gebieterisch die Rückkehr aus dem fiebergeschwängerten Tieflande verlangte.

Der Heimmarsch, der zum grössten Teil auf bekanntem Wege zurückgelegt wurde, gestaltete sich infolge des geschwächten Gesundheitszustandes meiner Leute ausserordentlich langwierig.

Ende Juli 1909 traf endlich die Karawane wieder in der Hauptstadt ein, während ich selbst vorauseilend, bereits am 6. Juli dort angekommen war und wiederum herzliche Aufnahme in der Gesandtschaft gefunden hatte. Nach dreiwöchentlichem, durch verschiedentliche Arbeiten ausgefülltem Aufenthalte in der Hauptstadt trat ich den Heimmarsch auf dem Assabotwege an, um Mitte August wieder die Eisenbahn zu erreichen. —

Diese Zeilen glaube ich kurz vorausschicken zu müssen, um eine allgemeine Orientierung über Zwecke und Verlauf meiner Reise zu geben.

Auf der äthiopischen Eisenbahn.

Djibouti, die Hauptstadt der französischen Somaliküste, liegt noch in tiefem Schlafe. Nur da und dort ein Licht in den Häusern der Europäer; wenn eben jemand wie ich mit dem Frühzuge fort will, oder sonst was mit der Eisenbahn zu tun hat. Heute ist Dienstag, also ein Abgangstag der wöchentlich nur zweimal nach Dirre-Daua verkehrenden Personenzüge. Immer ein kleines Ereignis für das an Sensationen so arme Hafenstädtchen!

In flottem Trabe rollt der von einem fezbedeckten Somalikutscher gelenkte Zweispänner zum Bahnhofe. Es ist noch vollkommen dunkel, dabei drückend schwül, trotz des klaren Sternenhimmels. Der warme Wind vom Meere her mit dem spezifischen Seegeruch lässt die Temperatur in dem halbgeschlossenen Vehikel noch unangenehmer erscheinen, zumal nach dem gestrigen Abschiedstrunke die Nerven heute besonders empfindlich sind.

Wir sind zu dritt in dem kleinen Wagen. Mein liebenswürdiger, stets gefälliger Landsmann Leopold Hamburger, sowie der aufmerksame Besitzer des vortrefflich geleiteten Hotel Continental teilen mit mir die schmale Sitzgelegenheit. Sie hatten es sich trotz der frühen Morgenstunden nicht nehmen lassen, mich zum Bahnhofe zu begleiten, um mir dort vielleicht noch behilflich sein zu können. So wusste ich meine Gepäckaufgabe in besten Händen und hoffte doch, wenigstens einen Teil meines Handgepäcks frei mit in den Wagen nehmen zu dürfen. Umsonst! Der unerbittliche Bahnbedienstete war nicht zu erweichen. Stück für Stück legte er behutsam auf die Wage, und im Handumdrehen war ich um 18 Fr. erleichtert. Wenn man dazu noch die 61 Fr. für das Billett 2. Klasse nach Dirre-Daua rechnet, so kann man be-

ruhigt sein, für seine Beförderung über ganze 308 km genug bezahlt zu haben.

Sind schon die Sätze für den Personenverkehr ganz ungeheuerliche, so sind sie noch drückender für den Güterverkehr. Man hält es kaum für möglich, was in dieser Beziehung alles geleistet wird. Hat doch die Eisenbahn-Gesellschaft vor etwa zwei Jahren zu den an und für sich schon ausserordentlich hohen Frachtsätzen noch einen beträchtlichen Zuschlag vom Werte der Waren erhoben! Sie konnte dies ruhig wagen, ohne befürchten zu müssen, deshalb auf die Dauer an Aufträgen zu verlieren. Wer eben mit Abessinien Handelsgeschäfte treiben will, muss sich dieser Bahn bedienen, ob er will oder nicht; denn der Landweg durch die wasserarme Wüste ist für den Gütertransport immer noch teurer und kommt schon wegen seiner Unsicherheit nicht in Betracht. — Unter derartigen, die fiskalischen Interessen der Bahn so ausserordentlich begünstigenden Umständen sollte man doch meinen, dass die „Société des chemins de fer éthopiens" glänzende Geschäfte machen müsse. Gerade das Gegenteil ist aber der Fall. Trotz namhafter Unterstützung seitens der französischen Regierung hat die erste Gesellschaft schon nach wenig Jahren erklären müssen, ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen zu können. Dies gibt zu denken. Denn wenn trotz dieser hohen Tarife und trotz Aufsaugung des hauptsächlichsten abessinischen Verkehrs nicht einmal dieser eine Schienenstrang rentieren kann, so ist meiner Ansicht nach die Ausfuhr des Landes und damit auch die Einfuhr noch recht gering. So wird es auch wohl bleiben, bis die Bahn einmal zur Hauptstadt Addis-Abbeba und darüber hinaus geführt ist und durch Anschluss an die Linien am Nil oder in Erythrea aufgehört hat, Sackbahn zu sein. Dass dies einmal der Fall sein wird, ist nicht zu bezweifeln. Wann aber, vermag kein Mensch auch nur annähernd zu sagen, obwohl gerade jetzt Addis-Abbeba wieder im Zeichen der Bahnpolitik steht und man von allen möglichen Projekten zu hören bekommt. Solange aber die Hauptfrage, wem der Bahnbau endgültig übertragen werden soll, noch nicht entschieden ist, so lange lässt sich auch nicht das geringste voraussagen. Zwei grosse Interessengruppen suchen die Bahn für sich zu erobern. Beide haben Anhang unter den

Grossen des Landes, beide am Hofe. So ist es nur allzu leicht möglich, dass vorläufig gar nichts geschieht, obwohl die äthiopische Regierung der Bahnfrage an und für sich sympathisch gegenübersteht.

Doch nun zurück zu unserem Dienstagzuge. Nur zwei Personenwagen sind zu sehen: einer für die Europäer, der andere für die Eingeborenen bestimmt. Der Wagen der Weissen enthält ein Abteil 1. Klasse und eines 2. Klasse. Dass ersteres leer ist, wundert mich bei einer Fahrtaxe von 183 (!) Fr. durchaus nicht, dass im Abteil 2. Klasse ausser mir nur noch ein Herr Platz genommen, ist für mich ja sehr erfreulich, weniger für die Eisenbahn.

Es geht auf 6 Uhr. Die Schalter werden geschlossen, das gesamte Personal eilt auf den Bahnsteig, um Zeuge der Abfahrt zu sein. Sie haben dieses Schauspiel ja nicht allzu häufig. Ein Hornsignal, und der Zug setzt sich in Bewegung, eben als der Tag anbricht.

Die Fahrt geht zuerst eine kurze Strecke dem Meere entlang, das bis nahe an den Bahndamm brandet, dann in Serpentinen allmählich bergan. Noch ein letztes Mal beleuchten für uns die Strahlen der aufgehenden Sonne Djiboutis weisse Häuser, dann verschwinden auch sie in der Ferne, und eine Fahrt beginnt von seltener Eintönigkeit. Vulkanische Hügel, reizlose Steppen, dann und wann einmal tiefe Rinnsale, die in mehr oder weniger glücklichen Konstruktionen überbrückt sind. Immer dasselbe. — Auch mein Reisegefährte, der anfänglich mit grösstem Interesse bald das eine, bald das andere Fenster belegt hatte, findet allmählich, dass nichts zu sehen sei, und beginnt sich mir zu nähern. Er ist ein liebenswürdiger alter Herr, der Nationalität nach ein Belgier. In wenigen Minuten schon hat er mich über alles Wissenswerte seiner Person unterrichtet. Herr B..... ist Chef eines gut gehenden Handelshauses in Djibouti. Er will nach Addis-Abbeba, um seinen Sohn zu verheiraten. Die Braut ist die Tochter eines dort ansässigen syrischen Kaufmannes, der rege Handelsbeziehungen zur Küste hat. Die Zahl der Kamele und Maultiere, die sein Sohn zu erwarten hat, weiss der alte Herr ganz genau. Er scheint darüber besser unterrichtet zu sein, als über die Eigenschaften seiner zukünftigen Schwiegertochter!

Jetzt hält der Zug. Eine kleine Haltestelle ist es inmitten trostloser Wüste. Ich denke, wohl mehr aus technischen Gründen, als aus Verkehrsrücksichten errichtet. Denn wer sollte hier wohl aus- oder einsteigen? Ringsherum ist Steppe, endlose Steppe. Nicht einmal ein Hirtenkraal ist zu sehen. Heute halten wir, um die Station zu verproviantieren. Der Beamte und seine junge Frau haben uns schon sehnsüchtig erwartet. Er nimmt die Kannen mit Wasser und den Sack mit Proviant entgegen, sie steht in ehemals elegantem Negligé, kokett frisiert und gepudert, unter der Türe, mit Interesse die Ankömmlinge musternd. Vielleicht ist doch jemand im Zuge, dem sie gefallen könnte. In dieser trostlosen Wildnis und Einsamkeit hat sie die Eitelkeit noch nicht verlernt; die sitzt zu tief im Weibe.

Weiter geht es durch die monotone Steppe. Kein Busch, kein Strauch. Nur vergilbtes Gras und dazwischen braune Termitenhaufen. Die Luft flimmert in der Hitze; das Auge hat Mühe, einen Gegenstand scharf zu fassen. Luftspiegelungen gaukeln uns in der Ferne liebliche Gebirge, waldumgürtete Seen vor. Der alte Herr ist entzückt davon. Er glaubt wohl heute noch an den „Waldsee" inmitten der Wüste!

Wieder halten wir; diesmal um Wasser zu nehmen. Die Wasserversorgungsfrage mag nach den politischen Schwierigkeiten wohl der heikelste Punkt beim Bahnbau gewesen sein. Doch auch sie wurde gelöst. Die beiden Wassertürme neben dem Gleise deuten durchaus nicht darauf hin, dass wir uns in wasserarmer afrikanischer Steppe befinden! — Im Hintergrunde der Station wird ein dornenumgürtetes Eingeborenendorf sichtbar; es ist eine Ansiedlung der Issa, deren Herden draussen in der Steppe weiden. Ein Trupp Männer kommt eben aus dem Dorfe zum Zuge heran. Würdevoll schreiten diese Issa daher, ein jeder mit Schild und Lanze bewaffnet; hohe kriegerische Gestalten. Nicht kindische Neugier ist es, die diese stolzen Männer zum Zuge treibt. Sie haben Handelsbeziehungen mit den Kaufleuten von Djibouti. Der Zug bringt Post für sie. Lesen können sie freilich nicht, doch wird wohl einer im Zuge sein, der es kann. Ein Araber ist es diesmal, der, aus dem Fenster des Wagens gebeugt, sich die Briefe reichen lässt und verliest.

Keine Miene verzieht der stolze Issa bei der Botschaft, und doch erfährt jeder, dass er wieder einmal betrogen wurde.

Höher und höher steigen wir; mächtig arbeitet die kleine Maschine die Serpentinen hinan. Einmal glauben wir schon stecken zu bleiben, doch hatten wir uns auf diese neue Abwechslung umsonst gefreut. Mit letzter Kraft wird die Höhe genommen und stolz rast der „Express“ weiter, wie wenn es immer so wäre. — Pünktlich 1 Uhr treffen wir bei km 204, der „Frühstücksstation“, ein. Das Dejeuner, telephonisch bestellt, steht bereit. Ein sauber gehaltener, weiss getünchter Raum, ein appetitlich gedeckter Tisch, gekühltes Wasser, guter Wein, reinlich gekochte Speisen! Und das alles für 2½ Fr. Mehr kann man, weiss Gott, nicht verlangen. Vermutlich hat aber diese Leistung nichts mit der Eisenbahn zu tun, sonst könnte ich mir die billigen Preise nicht erklären. Draussen tollt ein Haufen halbnackter Jungen, die uns mit „à la mer, à la mer“ um Bakschisch anbetteln. Dieser Ruf der tauchgewandten Jungen Djiboutis, mit dem sie den Passagieren der ankommenden Dampfer Geldstücke zu entlocken suchen, hat seinen Weg bis in die wasserarme Wüste gefunden. Sei's darum, wenn auch die Kupfermünze statt ins Meer in den Wüstensand fliegt!

Nachmittags fängt die Hitze an äusserst ungemütlich zu werden. Dabei ist es nicht möglich, ein Fenster zu öffnen, da flüchtiger brauner Sand durch jede Fuge dringt. Bald ist alles trotz der geschlossenen Türen und Fenster mit einer braunen Kruste überzogen. Zum Glück geht auch diese Region zu Ende. Vereinzelte Büsche werden sichtbar, eine kurze Strecke weiter die ersten Bäume. Das Wüstenland liegt hinter uns. Wie mit einem Schlage beginnt jetzt auch das Vogelleben: Webervögel tummeln sich auf nestbehangenen Schirmakazien, Tokos flattern in charakteristischem Fluge von einem Busch zum andern, Geier und Raben ziehen über uns ihre Kreise. Dann und wann einmal ist auch ein kleines Säugetier zu erblicken: ein Häslein, das aufgescheucht aus einem Aloebusch flüchtet, oder ein Dik-Dik, das nach kurzer blitzschneller Flucht wieder stehen bleibt und das pustende Ungetüm ruhig an sich vorüberziehen lässt.

Schrill und lang ertönt die Dampfpfeife. Gott sei Dank, wir nähern uns dem Ziele. Einzelne Eingeborenen-

hütten werden sichtbar, dann die ersten Steinhäuser Dirre-Dauas, und endlich die aus Holz teuer und schlecht aufgeführten Stationsgebäude. Fahrplanmässig treffen wir ein. Keine allzu grosse Kunst bei der überreichlich bemessenen Fahrzeit!

Am Bahnsteige wieder das alte Bild: die Vertreter der Hotels und eine Schar Neugieriger: Weisse wie Schwarze. Neu ist mir die Bahnhofswache: zwei abessinische Askaris, die Gewehr bei Fuss den einfahrenden Zug salutieren. Ihre Hauptbeschäftigung besteht darin, die schwarze Jugend, die dicht gedrängt die Absperrung umlagert, von einem Uebersteigen des Zaunes abzuhalten. Es setzt ordentlich Hiebe, wenn sie einen erwischen. Unter lautem Gelächter der übrigen wird der Missetäter wieder hinausgeprügelt.

Monsieur S... vom „Grand Hotel" ist natürlich in höchsteigener Person am „Kampfplatze" erschienen. Wenn es gilt einen Fremden zu kapern, „kämpft" er stets in vorderster Reihe, trotz seiner sonstigen Bequemlichkeit. Auch heute ist er der erste, der den Europäerwagen stürmt. Doch mich erkennen und abschwenken ist eins. Er hat kein allzureines Gewissen mir gegenüber, von früher her, und ist sichtlich beruhigt, als ich dem Vertreter eines anderen Hotels meine Sachen übergebe.

Wir müssen den Zoll passieren. Mit Argusaugen wachen die schwarzen Beamten darüber, dass ihnen kein Gepäckstück entgehe. Nicht nur der Einnahme halber ist diese Gründlichkeit, mehr noch, um den verhassten „Ferenki"*) einmal ungestraft chikanieren zu können. Mit wahrer Wollust durchwühlen sie die sorgfältig gepackten Koffer, reissen alles zwecklos durcheinander, dann und wann einmal einen Gegenstand neugierig begaffend. Das sind so kleine Anfänge „schwarzer" Herrschaft!

Mir bleibt glücklicherweise die Zollrevision erspart. Atu**) Negado, der abessinische Chef des Platzes, ein alter Bekannter von meiner ersten Reise her, befiehlt, mein Gepäck uneröffnet durchgehen zu lassen. Also greifen die Boys des Hotels zu, die Sachen nach Hause zu befördern. Ebenso

*) Etwa „Fremder". Allgemeine Bezeichnung für alle in Abessinien lebenden Weissen.

**) „Herr".

schnell hat ihnen aber auch schon ein schwarzer Zöllner den Gewehrkoffer entrissen. Den wenigstens will er durchstöbern, will sehen, was für eine Waffe darinnen ist. Abermals schreitet der Gouverneur ein; doch kaum wendet er den Rücken, ist wieder dieselbe Geschichte. Bis ich endlich das vielbegehrte Objekt trotz der Wut des Zöllners selbst an mich nehme. Nun endlich habe ich Ruhe.

Zwei neue Hotels sind im Laufe der letzten zwei Jahre in Dirre-Daua entstanden, dazu mehrere Cafés, Restaurants und Geschäftshäuser im Europäerviertel. Auf den ersten Blick hin könnte man daraus wohl einen merkbaren Aufschwung folgern. Wenn man aber näher zusieht und die Wahrnehmung macht, dass eigentlich nur eines dieser Hotels einigermassen besucht ist, dass einzelne Cafés mit 2—3 Gästen im Tage, die Geschäftshäuser mit nicht viel mehr Kunden zu rechnen haben, so muss man den Wagemut der Unternehmer bewundern, die unentwegt hier Neues aus dem Boden stampfen. Freilich ist es in den wenigsten Fällen eigenes Geld, das sie dabei verlieren. Dies ist ja immerhin eine gewisse „Entschuldigung"!

Der alte Herr, mein liebenswürdiger Reisegefährte, ist immer noch im Kampfe mit den schwarzen Zöllnern, als ich mich von ihm verabschiede. Er hat das „Grand Hotel" gewählt, ich das „Continental"; das dritte geht heute leer aus. Vielleicht bekommt es dafür das nächstemal einen Gast.

Im Hotel treffe ich die jeunesse dorée Dirre-Dauas. Alte Bekannte sind darunter. Sie heissen mich herzlich willkommen; dann aber immer gleich: „Wissen Sie denn, dass Menelik hoffnungslos darniederliegt? Er hat vorgestern einen schweren paralytischen Anfall erlitten. Vielleicht ist er jetzt schon tot. Es ist unmöglich, dass Sie reisen. Wir alle sind auf dem Sprung, das Land zu verlassen." In dieser Tonart ging es weiter. Jeder, den ich traf, sagte dasselbe. Die schwere Erkrankung des Negus beherrscht alle Gemüter, lähmt Handel und Wandel. Warum? Weil er allein den Frieden zu verbürgen vermag, weil er allein so stark scheint, die unterjochten Stämme niederzuhalten. Versagt dieser Arm, so ist das Schlimmste zu befürchten. Nicht Liebe ist es, die dies gewaltige Werk des Friedens unter totfeindlichen Stämmen geschaffen, es ist die Furcht vor dem Herrn,

dessen starker Arm bis in den entferntesten Winkel seines Landes reicht, die Frevler zu züchtigen, die Schwachen zu schützen. Was muss das für ein Mann sein, der es zustande gebracht hat, dass der blutdürstige Dankali, der kriegerische Galla, der stolze Issa schon zittert bei dem blossen Worte „Menelik", der es vermocht, dass sein Name geradezu zur Zauberformel in der Not geworden ist? So muss es auch sein beim schwarzen Volke: es muss leben in der Furcht vor seinem Herrscher. Liebe und Dankbarkeit sind ihm



Zahme Marabus in Dirre-Daua.

fremde Begriffe, Güte legt es als Schwäche aus. Die Stärke, Furcht zu erzeugen, ist die ganze Staatskunst. Das hat Menelik verstanden wie kein anderer. Er kennt die Methode, die allein im schwarzen Lande zum Ziele führt; von ihm könnten es die europäischen Mächte lernen. Wohl ist sein Purpur in Blut getränkt, wohl hat sein Wink Tausenden Leben und Gesundheit gekostet, doch ist dieses Blut nicht umsonst geflossen. Millionen hat er damit Freiheit und Wohlstand geschenkt; den Tagen des Schreckens sind Taten

des Friedens und der Milde gefolgt. Negus Negesti Menelik II. wird immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte erhalten. Wird die Forschung ihm aber gerecht, so muss sie diesen beiden Naturen des seltenen Herrschers Rechnung tragen.

Nie hat sich Meneliks Bedeutung für sein Land, nie die Macht seiner Persönlichkeit mehr gezeigt, als gerade in jenen Tagen, in denen man glaubte, ihn plötzlich zu verlieren. Wo immer in Abessinien sich Weisse treffen, spricht man zuerst von dem Zustande des Negus als der für das Land einschneidendsten Frage. Leise und geheimnisvoll, damit die Schwarzen es nicht hören sollen! Die aber wissen, zum Teil wenigstens, schon lange, was man ihnen so gerne verheimlichen möchte. Das zeigt ihre zunehmende Frechheit dem verhassten Ferenki gegenüber, dem nur Meneliks Wille einen Freibrief für das Land gegeben, das zeigen die da und dort einsetzenden Unruhen in Harrar, Arussi und anderen abgelegenen Provinzen. Noch aber ist es zu früh, noch lebt der Negus.*)

---

*) Dass die allgemein befürchteten grösseren Unruhen nicht eintraten, verdankte die Regentschaft wohl in erster Linie dem Umstande, dass Menelik trotz des schweren Leidens weiterlebte und sein hoffnungsloser Zustand den breiten Massen des Volkes längere Zeit verheimlicht werden konnte. So fand die Regierung Zeit, ihre Stellung allmählich zu festigen, was bei einem plötzlichen Ableben Meneliks nicht möglich gewesen wäre.

Der Bilenweg.

Drei Wege führen von Dirre-Daua, der Endstation der Eisenbahn, zur Hauptstadt Addis-Abbeba: der Tschertscher-, der Assabot- und der Bilenweg. Auf ihnen bewegt sich so ziemlich der ganze Verkehr von und nach Europa. Wohl gibt es noch andere Zugänge nach Abessinien: der eine auf dem Nil über Gambela oder Roseires, der andere über Massaua und Gondar. Doch kommen diese wegen ihrer grösseren Länge oder zeitweiligen Unpassierbarkeit nur untergeordnet in Betracht.

Von den drei Wegen ist der über das Tschertscher-Gebirge der bekannteste. Er ist völlig gesund und wasserreich, dafür aber beschwerlich und nur für Maultiere oder Esel gangbar. Der zweite zieht am Nordrande dieses Gebirges und wird nach dem Assabotberge benannt. Weniger beschwerlich als ersterer ist der Assabotweg auch für Kamele gangbar, doch leidet er während der Trockenzeit an Wassermangel. Der Bilenweg endlich durchquert das wüstenreiche Land der Danakil und wird deshalb auch Wüstenweg genannt. Wasserarm, streckenweise wasserlos, kommt er vorwiegend für den Kameltransport in Betracht. Als besondere Eigenschaft dieser Linie gilt ihre zeitweilige Unsicherheit. Das wilde Volk der Danakil hat so manchen Karawanenraub auf dem Gewissen, und hin und wieder einmal hört man von ihren Taten.

Trotz dieser unangenehmen Beigabe spielt gerade der Bilen- oder Wüstenweg eine Hauptrolle im Verkehr mit der Hauptstadt. Es ist eben der einzige, der mit Ochsenkarren und zur Not mit Wagen fahrbar ist. Alle Güter also, die ihrer Schwere oder Form nach nicht auf dem Rücken

der Tiere verladen werden können, müssen diesen Weg nehmen. Auf dieser Strecke sollte auch die vielbesprochene Automobilverbindung Dirre-Daua—Addis-Abbeba, für die seinerzeit leider in der Presse eingetreten wurde, errichtet werden. Wer aber den Weg auch nur einigermassen kennt und Regentage mitgemacht hat, muss von vornherein die Ausführbarkeit des Unternehmens bezweifeln, es sei denn, dass unbeschränkte Mittel zu Brückenbauten und Wegeanlagen zur Verfügung stünden. Dass es möglich ist, in der Trockenzeit mit dem Auto in kurzer Zeit die abessinische Hauptstadt zu erreichen, das haben schon genügend viele Fahrer bewiesen; dass es aber gänzlich ausgeschlossen erscheint, eine regelmässig verkehrende und rentable Linie herzustellen, darüber dürften wohl alle Kenner des Landes einig sein. Schade nur, dass es gerade deutsches Geld sein musste, das dabei verloren wurde.

Der Bilenweg ist mit rund 420 km noch der kürzeste. Die beiden anderen Wege sind ganz beträchtlich länger. Welch riesige Entfernungen, die Schritt für Schritt auf dem Landmarsche zurückgelegt werden müssen! Wenn dabei nur wenigstens die Wege in einigermassen gutem Zustande wären! Doch fehlt gerade in dieser Beziehung ungeheuer viel. Die sogenannten „Wege“ sind in der Hauptsache nichts anderes als von den Lasttieren getretene und teilweise selbst gewählte Saumpfade. Fast kein Spatenstich ist noch zu Hilfe gekommen, selbst nicht an den schwierigsten Stellen. Man rechnet eben mit der Klettergewandtheit und Trittsicherheit der Maultiere, die tatsächlich oft das unmöglich Scheinende möglich machen. — Sind schon während der Trockenzeit die Wegverhältnisse stellenweise unter jeder Beschreibung, so stockt nach starken Regengüssen überhaupt jeder Verkehr. Der aufgeweichte Boden gestattet den schwerbeladenen Tieren kaum mehr ein Vorwärtskommen. Sie sinken entweder bei jedem Schritte tief ein, oder sie rutschen fortwährend an abschüssigen Stellen. Infolgedessen ist in solchen Zeiten die Leistungsfähigkeit der Karawanen sehr gering. Man darf dann froh sein, wenn man im Tage eine Strecke zurücklegt, für die man sonst 2—3 Stunden gebraucht hätte. Zum Verzweifeln für Leute, die mit der Zeit zu rechnen haben.

Wie leicht könnten diese vorsintflutlichen Verhältnisse gebessert werden, wenn Einsehen und guter Wille vorhanden wären. Aber gerade in diesem Punkte zeigt Abessinien ein starres Festhalten am Althergebrachten, so ganz im Gegensatz zu den sonst modernen Anläufen. Auf der einen Seite Telephon und Hinterlader, auf der andern geradezu patriarchalische Zustände. Das Land hätte schon viel gewonnen, wenn wenigstens ein regelmässiger Kameltransport für den Güterverkehr eingerichtet würde. Wie wohltätig würde es sich ferner für das Reisen erweisen, wenn an entsprechenden Punkten Karawansereien und Uebernachtungsstationen errichtet würden! Nichts aber von all dem ist geschehen und nichts wird geschehen, trotz des zunehmenden Verkehrs.

Füi anzubahnende Handelsbeziehungen ist dieser Punkt unzweifelhaft von ausserordentlicher Bedeutung. Er ist mit der wichtigste Faktor in der Rechnung, der, richtig gewürdigt, so manches Geschäft mit der abessinischen Hauptstadt überhaupt von vornherein ausschliesst.

Die Seefracht nach Djibouti und selbst die teuere Eisenbahnfracht bis Dirre-Daua ist das wenigste. Sie verschwindet gegenüber dem nun weiter nötigen Landtransporte über 400 bis 500 km. Nicht nur die Kostspieligkeit kommt hier in Betracht, sondern noch so manch andere unangenehme Beigabe. So z. B. und nicht zum wenigsten eine aussergewöhnlich widerstandsfähige, umständliche Verpackung. Weiter hat man mit der Unsicherheit der Lieferungszeiten zu rechnen, die nicht nur von dem guten Willen der Begleitmannschaft sondern sehr oft auch von elementaren Ereignissen abhängig sind und Verzögerungen von Monaten als nichts Aussergewöhnliches erscheinen lassen. Endlich muss eine meist sehr beträchtliche Summe für Beschädigung oder Verlust der Waren während des langen Marsches in Rechnung gesetzt werden. Für fremdes Eigentum haben nämlich die Nagadi (Karawanenleute) mitunter ein sehr weites Gewissen. Hunderte von Wellblechstücken fand ich längs des Bilenweges und vielleicht noch mehr Eisenrohre, die, weil zu schwer, einfach herabgeworfen wurden. Mitten auf dem Wege liegen sie; man hat sich nicht einmal die Mühe genommen, sie auf die Seite zu

räumen. Stumpfsinnig steigen die nachfolgenden Karawanen darüber hinweg.

So lange also der Verkehr auf dem Landwege nicht vom Grunde aus umgestaltet wird, oder aber die Bahn zur Hauptstadt, dem einzigen bedeutenden Konsumplatze des Landes durchgeführt ist, haben abessinische Handelsbeziehungen nur sehr bedingten Wert. Es arbeiten denn auch nur wenige Handelsfirmen in Addis-Abbeba mit Gewinn, und zwar sind dies fast ausschliesslich indische oder syrische Kaufleute. Ein Beweis dafür, dass die geschäftlichen



Kamele mit Wellblech beladen auf dem Wege zur Hauptstadt.

Verhältnisse dem auf anderer Basis stehenden und anspruchsvolleren europäischen Kaufmanne vorläufig noch nicht genügen.

Ich also wollte den Bilenweg nehmen, der mir noch in guter Erinnerung stand. Vor zwei Jahren hatte mein Freund Ladenburg*) und ich dort gejagt und so manche gute Trophäe erbeutet. Auch diesmal sollte mir die Jagd den Weg zur Hauptstadt verkürzen!

Nicht gerne hörte Atu Negado, der Gouverneur von

*) Edgar Ladenburg aus Mannheim.

Dirre-Daua, meine Absicht. Er war von der abessinischen Regierung beauftragt, mir die Karawane zu stellen, und hätte mich viel lieber den sicheren Tschertscherweg ziehen sehen. Ich aber wollte nicht. Mochte die Hauptkarawane dort marschieren, der Jagdtrupp musste mit mir über Bilen. Schweren Herzens willigte endlich Negado ein, freilich nur unter der Bedingung, dass ich ausreichende Bedeckung mitnähme. Man fürchtete scheinbar also wieder einmal die Danakil mehr als gewöhnlich. Vielleicht nicht mit Unrecht, denn Menelik war krank, schwer krank. Das wussten leider schon viele im Lande. Da hatte man wohl Sorge, dass die wilden Danakil in dem kranken Kaiser auch den schwachen erblickten.

Der Tag des Abmarsches ist gekommen. Mit Tagesgrauen wird es schon lebendig im Hotel. Meine Somali-Jäger sind die ersten zur Stelle. Da und dort gab's noch an dem bereits zu Maultierlasten geschnürten Gepäck zu richten. Dabei war die Gelegenheit günstig, vielleicht noch verstohlener Weise ein Bündel ihrer eigenen Sachen, die gestern zurückgewiesen wurden, unterzubringen. Ich will es nicht sehen und gestatte ihnen die kleine Erleichterung.

Merkwürdig pünktlich finden sich auch die Nagadi mit ihren Tieren ein. Die gestrige Standrede scheint für den ersten Tag wenigstens gewirkt zu haben.

„Sie werden morgen nicht vor Mittag fortkommen! Verlassen Sie sich darauf", hatte mir gestern Herr Wache, der für Hagenbeck eine Somalitruppe zusammenstellte, gesagt. Ich aber wollte ihm beweisen, dass man auch in Abessinien pünktlich sein könne. Auf 7 Uhr morgens hatte ich den Abmarsch festgesetzt; später sollte es keinesfalls werden!

Also drängte ich die Leute, und es ging. Die ersten Sonnenstrahlen fielen eben über die weissen Mauern des Hofes, als die Karawane auszog. Ich selbst will nur noch rasch den Bekannten die Hand schütteln, dann nachreiten: „Nun, Herr Wache, wer hat recht behalten?" Doch das Verhängnis schreitet schnell. Ein Bote kommt von Atu Negado und bittet mich, noch einen Augenblick zu warten; der Gouverneur würde gleich selbst erscheinen. Das „Warten" ist mir in diesem Lande zu bedenklich. Da will

ich lieber gleich selbst zu ihm. Er ist eben am Bahnhofe im telephonischen Gespräche mit Djibouti. Zwei Horcher an der Bretterwand sagen mir, dass er noch spricht. Doch glücklicherweise dauert's nicht lange. Bald tritt der Gouverneur aus dem Stationsgebäude, hinter ihm drein die unvermeidliche Schar der Diener und Gewehrträger.

„Du bekommst noch zwei Leute aus dem Stamme der Danakil mit, die mir für deine Sicherheit zu bürgen haben. Apupaker, der Danakilfürst, ist deshalb zu mir bestellt. Er wird jeden Augenblick kommen.“ So sprach Negado und bat mich, ihn zu begleiten.

Der Gerufene kommt. Von weitem sehen wir ihn mit grossem Gefolge die Bahnhofstrasse herabreiten. Ein hochgewachsener junger Mann mit schütterem, tiefschwarzem Barte, der in stolzer Haltung sein reichgeschirrtes Maultier lenkt. Das ist Apupaker, der Mächtigste der Danakil. Etwa dreissig Schritte vom Gouverneur hält der junge Fürst an und steigt auf der rechten Seite seines Tieres ab. Die Sandalen hat ein flinker Diener schon bereitgestellt und hilft seinem Herrn, sie anzuziehen. Würdevoll schreiten sich die beiden Grossen entgegen. Tiefe Verbeugungen, dann langes Händeschütteln. So will's die Sitte. In lebhafter Rede setzt Atu Negado sein Begehr auseinander. Aufmerksam hört Apupaker zu; dann wirft er einen prüfenden Blick auf den, dessen halber er gerufen wurde. Einen besonderen Eindruck scheine ich ihm wohl nicht gemacht zu haben; denn seine Zusage ist nur zögernd und bedingt. Zuerst müsse er noch in Addis-Abbeba anfragen! Sprach's und verschwand im Fernsprechraume der äthiopischen Post. Seine Gefolge aber machte es sich bequem im Schatten benachbarter Häuser; denn wenn der Herr da hineinging, dauerte es immer sehr lange.

Das fehlte gerade noch. Nun war an ein Fortkommen vor Mittag freilich nicht mehr zu denken. Herr Wache hatte also doch recht behalten. Ein Abschiedsfrühstück sollte mich trösten, und so gemütlich war dieser letzte Trunk im Bekanntenkreise, dass mir die beiden endlich zugeteilten Danakils fast noch zu früh kamen. Doch ich musste reiten, um vor Dunkelheit noch mein Lager am Oursobache zu

erreichen. Das erstemal wieder im Zelte, in einsamer Wildnis! Welch' Genuss nach dem Gehetze der letzten Wochen!

Am nächsten Morgen geht es beizeiten weiter auf altbekanntem Wege. Hier in diesen Büschen habe ich vor zwei Jahren das erste afrikanische Gehörn erbeutet, dort ist der Platz, wo unser Zelt gestanden hat. Die Tage gemeinsamen Jagens ziehen an mir vorüber, tausendmal schöner noch in der Erinnerung. Nach drei Stunden kommen die scheusslichen Wasserlöcher von Hockfalle in Sicht, wo wir so bösen Durst gelitten. Diesmal konnte mich das Liebeswerben meiner Leute, hier zu lagern, nicht rühren. Ich hatte genug vom letzten Male. Neben Wasserlöchern dursten, hatte ich nur einmal fertig gebracht in Afrika, und das war hier gewesen.

Das Land der Gourgoura geht zu Ende, das der Danakil beginnt. In stolzem Bewusstsein setzen sich nun meine beiden Danakil, die bis jetzt recht bescheiden hinterdrein marschiert waren, an die Spitze der Karawane. „Das ist jetzt unser Land“, meint der eine, „kein Gourgoura darf herüber zu unserm Wasser, sonst ...“ Dabei fährt er mit der linken Hand über die Kehle, nach Art und Weise, wie sie eben ihre Feinde mit dem krummen, zweischneidigem Messer abschlachten. Recht freundliche Leute! Doch ich hoffe, dass die Gourgouras gegebenenfalls zu Gegendiensten bereit sind.

Am Errerflüsschen, der besten Wasserstelle des Bilenweges, wird halt gemacht. Mensch und Tier sehnen sich bei der drückenden Hitze nach frischem Trunke, nach erquickendem Bade. Schon haben uns die Bewohner des auf nahem Hügel gelegenen Dorfes bemerkt. Wir sehen einen Trupp Leute zum Lager herunterkommen. Das sind doch keine Danakil? Viel dunkler die Hautfarbe, viel höher und mächtiger der Wuchs. Das sind ja Neger. Wie kommen denn diese hierher? Ein Versuch des Kaisers ist es, die unsicheren Danakil überwachen zu lassen und ihnen das Räuberhandwerk zu legen. Hunderte von Negern aus dem Westen seines Reiches siedelte er samt Frau und Kind im Danakillande an und bewaffnete sie mit Gras-Gewehren.*)

*) Französisches Gewehr, Modell 74 M 80. Brauchbarer Einzellader, mit dem die Bewaffnung des abessinischen Volkes ziemlich einheitlich durchgeführt ist.

An allen wichtigen Punkten des Bilenweges sind diese herkulischen Neger stationiert, die neben Gewehr und Patronengurt auch noch Schild, Wurflanzen und Messer tragen. So bewaffnet, würden sie ja doch wohl imstande sein, die wilden Danakil im Zaume zu halten! Doch scheint dies nicht der Fall; denn die Furcht vor dem räuberischen Hirtenvolke ist die gleiche geblieben, und mir deucht, dass die bestellten Hüter und Wächter selbst davon durchaus nicht frei sind. Erzählt man sich doch, dass an einem Platze



Im Danakillande: Kamelherde.
Aus: Escherich, Jagdreisen, Verlag Dietrich Reimer, Berlin.

sämtliche Neger bis auf einen, der in einem europäischen Hause Unterschlupf gefunden habe, verschwunden seien. In blinder Angst vor ihren Schutzbefohlenen sind sie fortgelaufen, sinnlos, planlos. Der Danakil aber freut sich seines Wertes und räubert weiter.

Ueber die Wasserlöcher von Tolo führt der Marsch des nächsten Tages. Es ist eben Mittag, als wir dort ankommen. Hunderte von Buckelrindern, Herden von Schafen und Ziegen sind gerade bei der Tränke oder stehen dicht zusammengedrängt im Schatten der wenigen Akazien. Danakilweiber und -Mädchen schöpfen aus den Löchern das schmutzige Wasser

in eine Rinne im Stein. Davor drängt und stösst sich das vor Durst brüllende Vieh. Mit bösen Blicken sieht man unser Kommen. Ist das Wasser doch so wenig!

Wir machen nur kurze Rast, um die Maultiere zu tränken und die Schläuche zu füllen; denn heute nacht heisst es in wasserloser Steppe kampieren; die nächste Wasserstelle ist zu weit.

Es dunkelt bereits, als wir am Fusse des Berges Rokdeier absatteln. Kein Wasser, kein Holz, und doch ein unvergesslich schöner Lagerabend in dieser unendlichen Wildnis. Mit dürrem Steppengrase wird ein kleines Feuerchen entzündet, das gerade genügt, eine Tasse Kaffee zu brauen. Mehr braucht es heute abend nicht.

Mit Tagesanbruch geht es weiter durch ödes Steppenland. Ein vielspänniges Ochsenfuhrwerk wird von uns überholt. Es bringt eine schwere Last zur Hauptstadt. Wie lange sie schon unterwegs seien, frage ich die Nagadi. „Einen Monat, Herr.“ — „Und wann werdet ihr angekommen sein?“ „Das wissen wir nicht, vielleicht in einem, vielleicht auch erst in zwei Monaten.“ — Klatschend fallen darauf wieder die Hiebe der langen Peitschen auf die Ochsenpaare nieder, die durch unregelmässigen Zug, Störrigkeit und Eigensinn ihren Lenkern das Leben sauer genug machen. Man weiss wirklich nicht, wen man mehr bemitleiden soll, Mensch oder Tier. Beide haben es schlecht genug, zumal wenn die Berge beginnen. Die Trümmer von Wagen, die gebleichten Knochen gefallener Tiere zeugen genugsam von der Arbeit, die hier zu leisten war.

Wir biegen von der Karawanenstrasse nördlich ab zum Otasee. Von weitem schon zeigt die dunkelgrüne gesunde Farbe der den „See“ umgebenden Büsche das Vorhandensein von Wasser an. Wenig genug freilich ist es, das jetzt bei der vorgeschrittenen Trockenzeit noch zu finden ist. Einige kleine Tümpel mit sumpfigem Wasser, das ist alles. Der übrige „See“ ist ausgetrocknet. Herden von Buckelrindern und Kamelen weilen auf der sonst wasserbedeckten Fläche. Daneben lagern die Hirten im Grase, ein Trupp speerbewaffneter Danakil.

Wenn ich gehofft, hier Wild zu finden, so erwies sich das als trügerisch. Nichts war zu sehen, nichts zu fährten.

Und doch musste alles Wild der Umgebung nach hier zum Wasser kommen; denn sonst gab es keines weit und breit. Vor zwei Jahren waren an diesem Platze noch Antilopen und Sauen in Menge zu fährten. Sie sind alle verschwunden. Zu den Gewehren der Karawanenleute und der Eingeborenen sind eben noch die der Neger getreten. Das Wild ist so gut wie ausgerottet, und nur die überreiche Vogelwelt, für die das Pulver jetzt noch zu kostspielig ist, verrät, dass wir uns an einem afrikanischen Sumpfe befinden.

Die nächste Wasserstelle ist Mulu. Ein halbes Dutzend Löcher im Grunde eines tief eingeschnittenen, nun trockenen Regenstrombettes. Das Wasser ist gut, aber fast zu wenig für den Bedarf der dortigen ziemlich dichten Bevölkerung. Als wir zu den Löchern kommen, sind sie alle besetzt. Danakilweiber stehen darinnen, daneben warten schon wieder andere. Es sind schön gewachsene, kupferbraune Gestalten mit edel gefesselten Händen und Füssen. Sie tragen um die Lenden ein roh gegerbtes Fell. Der übrige Körper ist bloss und zeigt beim jugendlichen Weibe eine tief angesetzte wundervolle Büste. Schweigend und ernst sind diese Frauen, kein weibisches Gezänke und Geplauder gibt es beim Wasserschöpfen. Die gefüllten Ziegenschläuche werden mit Riemen über den Rücken befestigt, und wortlos treten sie mit ihrer Last den Heimweg an.

Endlich kommen auch wir dazu, unseren Durst zu stillen und die Tiere zu tränken, dann geht es ins Lager unter einer mächtigen, weitausladenden Schirmakazie. Ich schicke zum Schum*) des nahen Danakildorfes, dessen niedere Hütten auf steinigem Hange stehen; dicht daneben sieht man die rundumzäunte Ansiedlung der Neger. Die beiden unfreiwilligen Nachbarn scheinen hier etwas besser zu harmonieren als an den früher berührten Plätzen. Vorläufig wenigstens noch; allzulange wird der Friede aber wohl auch nicht dauern.

Der Schum mit Gefolge erscheint; würdevoll nimmt er auf einer Kiste Platz und studiert aufmerksam den ihm übergebenen Geleitbrief, d. h. das sorgfältig aufgedrückte Siegel. Den Text kann er zwar nicht lesen, doch ist dies

*) Dorfoberhaupt.

auch nicht nötig. Er weiss ja, was darinnen steht; es ist immer dasselbe. Auf seinen Wink verschwinden zwei Leute, den Tribut zu holen, so wie es befohlen ist: zwei Hammel, einen Schlauch schmutziger Milch, ein paar Dutzend Eier usw. Inzwischen ist es spät nachmittag geworden; die Sonne steht nur wenig über dem Kamme des Gebirges. Jetzt ist für die Negerweiber die Zeit gekommen, Wasser zu holen. Vormittags die Danakil, nachmittags die Neger. So kann am ehesten Zank und Streit vermieden werden.

Kreischend und lärmend eilen die Negerweiber vom Dorfe herab. Die Mädchen völlig nackt, die Frauen mit einem schmutzigen Tuch umgürtet, das rockartig bis an die Waden reicht. Es sind durchwegs derbknochige, plumpe Gestalten, die jeglichen weiblichen Reiz vermissen lassen. Dazu haben diese scheusslichen Weiber noch die Lippe durchlocht und tragen darin einen bis über das Kinn herunterreichenden Holzpfeil. Das nach Männerart kurz gehaltene Kräuselhaar erhöht noch ihre Hässlichkeit. Ihre Art, Wasser oder Lasten zu tragen ist entschieden praktischer als die der Danakil. Ueber dem Nacken liegt ein langer Stab, an dessen Enden gleichgewichtig die Flaschenkürbisse oder Lasten hängen. So können sie recht schwer tragen.

In Mulu wird von den Karawanen meist ein Rasttag eingelegt, da hier eine lange Durststrecke beginnt, zu deren Bewältigung mit Vorliebe die Nacht benutzt wird. An zwölf Stunden dauert der Marsch bis zum nächsten Wasser, eine Leistung, die unter dem glühenden Tagesgestirn für Mensch und Tier kaum zu machen ist. Gegen vier Uhr nachmittag, wenn die Strahlen der Sonne an Stärke verlieren, wird aufgebrochen. Nach kurzem Marsche durch buschdurchsetztes Land steigt der Pfad hinauf zu einer schier endlosen Hochsteppe. Kein Baum, kein Strauch, nur vergilbtes Steppengras und dann und wann ein Termitenhügel. Kein Ruhepunkt für das Auge, es sei denn der Assabotberg in weiter Ferne. Bis tief in die Nacht hinein wird marschiert, das Sternenlicht genügt, die breit ausgetretene, völlig ebene Karawanenstrasse nicht zu verlieren. Schweigend zieht die Karawane dahin; nichts ist zu hören als ab und zu die antreibenden Rufe der Nagadi und das gleichmässige Geräusch der auf- und abbewegten Lasten.

Da tauchen im nächtlichen Dunkel speerbewaffnete Gestalten auf, die uns entgegenkommen. Die Vorläufer einer grossen Kamelkarawane, die mit Häuten beladen zur Küste zieht. In weitem Bogen weichen mit allen Zeichen der Angst unsere Maultiere aus. Warum doch diese unerklärliche Furcht vor dem so harmlosen Wüstentiere? Hunderte von Kamelen sind es, die, mit dem Leitseil verbunden, dicht hintereinander daherschreiten. In gleichem Schritte, gleichem



Termitenhügel.
Aus: Escherich, Jagdreisen, Verlag Dietrich Reimer, Berlin.

Tempo, mit der Regelmässigkeit eines Uhrwerkes — daneben die hohen Gestalten der Danakils, die schwere Lanze über der Schulter, den runden Schild am Arme. Kein Gruss wird gewechselt; schweigend ziehen die Leute an einander vorüber.

Gegen Mitternacht muss den Tieren einige Stunden Rast gegönnt werden. Sie können fast nicht weiter. Rasch wird abgesattelt und abgepackt. Man legt sich nieder, da wo man eben steht. Der Sattel dient als Kopfkissen für die wenigen Stunden. Man schläft darauf so gut wie immer, wenn man

richtig müde ist. Vor dem ersten Morgengrauen heisst es schon wieder wandern; denn nur so ist es möglich, Bilen, die nächste Wasserstelle, zu erreichen, bevor die Sonne hochkommt und die überanstrengten Tiere völlig schlaff macht.

Die Hochsteppe ist zu Ende, wellenförmiges Gelände mit Akazienbüschen ist an Stelle der ebenen, kahlen Steppe getreten. Noch ein letzter Höhenzug ist zu nehmen, und unter uns liegt im Strahle der Morgensonne das grünende Becken von Bilen.

Wie wohl dem Auge doch das erste Grün nach den Wochen der Dürre tut! Und doch wäre es besser nicht vorhanden. Der überreiche Schilf- und Binsenwuchs, den das Sumpfgebiet der heissen Quelle birgt, erweckt Myriaden von Moskitos zu verderbenbringendem Leben. Die Gegend ist denn auch fiebergefährdet wie keine andere, und so mancher Wanderer hat hier den Todeskeim sich geholt.

Im Westen ein schmaler Streifen Hochwaldes. Dort fliesst der Hawasch-Fluss in trägem Laufe vorbei. Dort gab's vor wenig Jahren noch Büffel in Menge, dort waren auch Elefanten zu treffen. Das grimme Nashorn erschreckte mit seinem Ungestüme die friedlichen Karawanen, Antilopen und Strausse belebten die buschdurchsetzte Steppe. Heute ist es ein anderes Bild; das Wild ist bis auf einen kleinen Rest verschwunden. Ab und zu noch einmal die Fährte eines Büffels, vielleicht auch eines Nashorns. Das ist alles. Zu sehen bekommt man das Wild aber höchst selten, die stete Verfolgung hat es gelehrt, den Menschen zu fliehen, wo immer es seine Nähe spürt. „Jagd vorbei" heisst es für diese ehemals so wildreichen Gefilde.

Nur kurz noch verläuft der eigentliche Bilenweg, dann vereinigt er sich mit den beiden anderen Wegen. Doch ist gerade die letzte Strecke noch von besonderer Bedeutung. Den Hawasch gilt es zu überschreiten. Die Furt ist gut und leicht zu passieren, wenn das Wasser niedrig ist. Doch ein starkes Gewitter kann genügen, dass man Stunden, ja, selbst Tage warten muss, bis die Wasser sich verlaufen haben. Wohl gibt es eine Brücke, doch ein grosser Umweg ist es bis dahin und sie ist nur in der Hauptregenperiode geöffnet. Die übrige Zeit im Jahre bleibt

sie fein säuberlich geschlossen. Man fürchtet wohl, dass sie sonst allzubald erneuert werden müsste.

Noch ist der Kassam, ein Nebenfluss des Hawasch, zu durchqueren. Auch dieser Uebergang kann unangenehm werden, zumal die Uferböschungen sehr steil sind. Mit wenig Arbeit wäre hier zu helfen, doch fehlt die Hand noch immer, die den Spaten führt.



Telephonstation auf dem Wege zur Hauptstadt.

Der Bilenweg ist zu Ende. Der Anstieg beginnt. Wir aber freuen uns, die heissen Tage und schwülen Nächte der Wüste hinter uns zu haben. Aufwärts geht es in das gesunde Hochland von Schoa.

In der Hauptstadt.

Wieder liegt Addis-Abbeba, Aethiopiens Hauptstadt, in strahlendem Sonnenscheine vor mir. Als ich vor zwei Jahren am „Baume des Abschiedes" zum letzten Male zurückblickte



. . . . Das Gibi, des Negus mauerumgürtete Residenz . . .

auf die weissglänzenden Gebäude des Gibi, des Negus mauerumgürteten Residenz, da ahnte ich nicht, dass ich jemals in meinem Leben diese Stätte wiedersehen würde. Nun stehe ich abermals auf demselben Platze, just da, wo ich zuletzt Abschied genommen hatte, und es deucht mich, als seien nur wenig Tage verstrichen, seit ich fortgegangen. So bekannt kommt mir alles vor: hier die runden Hütten der

Abessinier, dort die blechbedeckten Häuser des Gibi, dort oben das Inderquartier am Markte. Gerade, wie wenn ich erst gestern da gewesen wäre. Ja, sogar die weissen Soldatenzelte auf der Wiese vor der Stadt scheinen mir noch dieselben zu sein! — Nur die Eucalyptus-Pflanzungen sind höher und mehr geworden. Soviel Grün hatte ich ehedem in Addis-Abbeba nicht gesehen. Das ist zunächst das einzige, was mir von weitem auffällt.

Und doch ist so vieles neu und besser geworden. Der nimmer rastende greise Negus war unermüdlich tätig gewesen, der letzten Schöpfung seines grossen Lebens zu dienen. Das konnte ich schon beim ersten Ritte durch die Stadt erkennen. Kunststrassen und Brücken sind neu entstanden, die wichtigsten Zugänge haben Portale und Tore erhalten, neue öffentliche Gebäude sind aus dem Boden gewachsen, andere in den Fundamenten schon begonnen oder der Vollendung nahe. Es ist in der für ein Städteleben verschwindend kleinen Zeitperiode viel gearbeitet, viel geschaffen worden! Dabei dies alles von einem Manne! Denn überall ist Menelik der Bauherr oder doch die treibende Kraft. Ohne ihn geschieht nichts, darf auch nichts geschehen. Addis-Abbeba, die „Neue Blume“ ist sein ureigenstes Werk, ist ausschliesslich seine Stadt: die Feudalstadt im Feudalstaate!

Ein eigenartiges Städtebild. So ganz anders als die übrigen Metropolen. Es fehlt der eigentliche „Stadt“-Charakter, der innere systematische Zusammenhang der Besiedlung. Hier eine geschlossene Häusergruppe, dort wieder eine, oder auch mal bloss einzelne zerstreute Hütten. Dazwischen weite leere Flächen: Felder, auf denen der Galla sein Getreide baut, ausgedehnte Weiden mit Herden von Buckelrindern, Ziegen und Schafen.

Unzweifelhaft ist dieser mangelnde Zusammenhang schon ein Fehler der ersten Anlage, die wohl übereilt geschehen. Das Machtwort des Kaisers schuf eben über Nacht aus den Zeltlagern der um ihn versammelten Vasallen die feste Besiedlung in der Ausdehnung des heutigen Addis-Abbeba.

Vor kaum zwei Jahrzehnten war es, als Menelik von Antottos sicheren Höhen herabzog, um auf den unterhalb gelegenen offenen Hängen seine Residenz zu gründen. Er war stark genug, den natürlichen Schutz der Bergfeste zu

entbehren, er konnte wagen, auf offenem Lande seine Hauptstadt anzulegen. Frei musste der Platz sein, wo er bauen wollte, unbegrenzt nach allen Seiten. Nur so kann die „Neue Blume“ wachsen und gedeihen, nur so kann sie zur Kaiser-, zur Riesenstadt werden. Das ist des ehrgeizigen Monarchen schönster Traum. So duldet er ausnahmsweise einmal die Sonderwünsche der Vasallen. Er sieht es vielleicht sogar gerne, dass sie sich, ihren kleinen Interessen folgend, der eine da, der andere dort ansiedeln. Die Ausdehnung einer Millionenstadt war damit von Anfang an schon gegeben, freilich nur die Ausdehnung von der letzten Hütte zur letzten gerechnet. Dazwischen aber ist viel Oede und Leere. Ein unvorteilhaftes, lockeres Gefüge, das die nachträglich angelegten Strassenzüge noch nicht zu überbrücken vermochten. Erst wenn diese einmal planmässig bebaut sein werden, wenn Häuser sich an Häuser reihen, erst dann wird Addis-Abbeba eine Stadt in unserem Sinne sein.

Wieviel Einwohner die äthiopische Hauptstadt gegenwärtig hat, lässt sich auch nicht annähernd genau angeben, wenigstens nicht hinsichtlich der Zahl der Eingeborenen. Vielleicht Hunderttausend, vielleicht auch doppelt so viel. Niemand weiss es. Zudem ist die Zahl steten und sehr bedeutenden Schwankungen unterworfen. Sie kann über Nacht um Zehntausende schwanken, wenn gerade einer der Grossen mit seinen Mannen zum Kaiser befohlen ist, oder aber nach beendetem Dienste am Hofe die Hauptstadt wieder verlässt. Die Zahl der „Weissen“ anzugeben, ist leichter, es sind deren nicht allzuviele. Etwa 200 Europäer. Rechnet man Indier und Armenier noch dazu, so mögen es vielleicht ein halbes Tausend sein.

Addis-Abbeba ist sehr hoch gelegen, rund 2500 m über dem Meere. Das Klima ist infolgedessen im allgemeinen gesund. Freilich hat gerade diese Höhe für manche auch wieder ihre bedenklichen Nachteile. Symptome der Bergkrankheit sind nicht selten. Es werden eben hier oben an Herz und Lunge ganz andere Anforderungen gestellt als in normalen Lagen. Die geringste Anstrengung schon wirkt ermüdend und erschlaffend. Im Anfang wenigstens. Mit der Zeit scheint sich zwar unser Organismus daran zu ge-

wöhnen, doch glaube ich nicht, dass man sich soweit akklimatisieren kann, um mit voller Spannkraft zu arbeiten.

Dass diese Höhenlage für Afrika ein gemässigtes Klima zur Folge hat, liegt auf der Hand. Es sind nur wenige Monate, in denen es tagsüber wirklich heiss ist, und auch während dieser Periode kühlen die Nächte hinreichend ab, so dass man die Hitze eigentlich nie drückend empfindet. Die meiste Zeit aber ist es morgens und abends empfindlich kühl, und kann man den Petroleumofen dann sehr wohl vertragen. Ein warmer Winteranzug wird in dieser innerafrikanischen Stadt im allgemeinen mehr vermisst als ein Tropenanzug.

Noch in einem anderen Punkte ist Addis-Abbeba so gar nicht tropisch. Die Niederschläge sind weit mehr als sonst in Afrika über das ganze Jahr verteilt. Monate ohne jeglichen Niederschlag sind selten. In manchen Jahren aber kann man sich von März bis Oktober so ziemlich jeden Tag auf einen oder mehrere Regengüsse gefasst machen, die zur Zeit der Hauptregenperiode — Juli bis Mitte September — an Heftigkeit und Dauer nichts zu wünschen übrig lassen.

Begünstigt nun einerseits diese grosse und im allgemeinen glücklich verteilte Niederschlagsmenge in hervorragender Weise jegliche Art von Bodenkultur — man kann so ziemlich das ganze Jahr über säen und ernten —, so hat sie anderseits für das Leben innerhalb der Stadt ihre sehr grossen Nachteile. Es herrscht während vieler Monate in Addis-Abbeba ein direkt verkehrsstörender Schmutz. Der schwere, tiefgründige Boden wird infolge fortwährender Nässe zum Morast. Man weiss einfach nicht mehr durchzukommen. Es ist dies ein Umstand, der dem Europäer den Aufenthalt in Addis-Abbeba gründlich verleiden könnte.

Menelik hat diesen wunden Punkt seiner Neugründung sehr bald erkannt, und er wäre nicht der moderne Monarch gewesen, als der er gilt, wenn er hier die Hände rastend in den Schoss gelegt hätte. Der Bau regelrecht chaussierter Strassen wurde alsbald begonnen, und mehr als hundert Kilometer solcher Kunststrassen in Addis-Abbeba und Umgebung sind bereits dem Verkehr übergeben. Dass diese ersten Wege zunächst den persönlichen Interessen des Kaisers angepasst

wurden und für den „Stadtverkehr“ vorläufig noch eine untergeordnete Rolle spielen, wurde schon erwähnt. Man ist in der Hauptsache noch auf primitive Kotwege angewiesen, die besten Falles auf kurze Strecken mit Feldsteinen belegt sind und ein halsbrecherisches Pflaster darstellen. Oftmals aber hat man nicht einmal solche zur Verfügung und ist gezwungen, einfach „querfeldein“ zu reiten. In der Trockenzeit geht dies ja sehr wohl, und macht so manchmal ein flotter Galopp auf weichem Grunde inmitten der Stadt Vergnügen. Mit dem ersten stärkeren Regen aber ist es vorbei. Die Wege beginnen grundlos zu werden. Man ist auch zu Pferde nicht mehr imstande, überall durchzukommen. Das Maultier allein ist dann der Retter in der Not. Dieses trittsichere Tier versagt niemals und leistet bei seiner Zähigkeit schier Unmögliches. Abessiniens beste „Erfindung“. — Ob es wohl irgendwo in der Welt noch bessere Maultiere gibt als die abessinischen? Besonders als die edelgezogenen aus den Gestüten des Kaisers? Ich glaube kaum; wenigstens wüsste ich nicht, was man von einem Reit- und Lasttier noch mehr verlangen könnte. Dabei sind die Tiere verhältnismässig billig. Ein recht gutes Reittier kann man in Addis-Abbeba schon für 60 Mariatheresientaler kaufen, d. h. etwa 120 M. Die Pferde gar stehen noch wesentlich niedriger im Preise. Sie kosten nur etwa die Hälfte, sind dabei willig, gelehrig und leicht zu reiten. Es erfordert also keine Unsumme Geldes, sich gut beritten zu machen, und dies ist für den in Addis-Abbeba weilenden Europäer ein sehr wichtiges Moment. Denn nicht nur des Schmutzes und der Entfernungen halber muss er beritten sein, er muss es schon sein des Ansehens halber. Kein Europäer, der auch nur ein wenig was auf sich hält, geht zu Fuss; es gilt dies als eines Weissen unwürdig.

Zwei Plätze sind es, an denen sich das öffentliche Leben der äthiopischen Hauptstadt vorwiegend abspielt. Das eine ist das Gibi, des Kaisers Residenz, das andere der Markt.

Das Gibi ist eine kleine Stadt für sich. Seine Baulichkeiten bedecken einen ausgedehnten Hügel. Nicht nur die Wohnhäuser des Kaisers und seiner Familie sind hier, sondern so ziemlich alle Gebäude, die mit dem privaten und öffentlichen Leben des Negus in Zusammenhang stehen:



Vor dem Gibi.



so die kaiserlichen Werkstätten, dann die grossen Magazine, in denen die ungezählten, zum Teil ausserordentlich wertvollen Geschenke, die Athiopiens Herrscher von aller Welt erhält, aufbewahrt werden, dann die grossen Speisehallen, bestimmt zur Bewirtung des Volkes an Sonn- und Festtagen. Wir finden ferner Empfangshallen, Zollschuppen, Gerichtsgebäude und alle möglichen anderen Bauten, deren Aufzählung zu weit führen würde. Auch die äthiopische Post und der Telegraph haben dort Unterkommen gefunden und die Zahl der täglichen Gibibesucher noch um ein Erkleckliches vermehrt.

Von rein abessinischer Bauart zeugen nur die nach aussen gelegenen, den Zugang erschwerenden und befestigten Höfe, sowie einige wenige Häuser im Gibi. Alles übrige ist in indischem und europäischem Stil ausgeführt. Die weissen Gebäude, sowie ihre in allen Farben glänzenden Blechdachungen sehen zwischen dem dunklen Grün der Zypressen und Eukalypten nicht übel aus. Eine das Ganze umgürtende Ringmauer, mit festen Portalen, Toren und Pforten hebt noch den Eindruck. Sie gibt dem Gibi erst den einheitlichen Charakter.

Von früh bis abends ein nimmer rastendes Leben. Menschen kommen und gehen ohne Unterlass, es flutet und wogt den ganzen Tag über auf den zum Gibi führenden Strassen. Was die Menschen nur alle dort wollen? Ich weiss es nicht. Oft wohl wissen sie es selbst nicht, aber man geht eben zum Gibi. Es ist nun einmal so Sitte bei den Grossen, und die Kleinen machen es nach.

Bald nach Tagesanbruch schon erscheinen die ersten: die Minister, Würdenträger und Beamte. Menelik ist ein Frühaufsteher und liebt nicht, zu warten, wenn er ruft. Die Krankheit freilich lässt ihn jetzt mitunter länger ruhen. Früher aber sass er beim ersten Morgengrauen schon am Telephon, seine Befehle in die fernen Provinzen hinauszusenden.

Lebhafter und lebhafter wird das Leben. Die Züge der Tributpflichtigen kommen an. Hier eine Zahl halbnackter Sklaven, welche schwere Bündel Holz schleppen, dort Frauen mit Brotkörben auf dem Kopfe, dort eine Karawane mit Heu für die kaiserlichen Tiere. Inder und

Armenier in langem schmutzigen Kaftan erscheinen auf der Bildfläche. Sie haben Geschäfte mit kaiserlichen Beamten oder wieder einmal bei Gericht zu tun. Immer ärger wird das Getriebe. Man hat seine Not, in den engen Höfen und Zugängen durchkommen, zumal überall plaudernde Gruppen herumstehen und den Weg versperren. Auch Europäer sind darunter. Haben sie vielleicht auch gerade nichts im Gibi zu tun, so lässt sich doch immer ein Vorwand finden, den Aufenthalt zu entschuldigen. Man hört dort tagtäglich etwas Neues, Interessantes. Wenn es sich später auch meist als Erfindung herausstellt, so war es doch ein Nervenkitzel gewesen. Dabei kann man nach Herzenslust politisieren und einen Vormittag ohne Arbeit herumbringen. Das ist ja schliesslich doch die Hauptsache dabei.

Wieder ein anderes Bild. Ein Detjasmatsch*) mit grossem Gefolge kommt an. Er ist heute zur Audienz befohlen und hat seinen Glanz entfaltet, würdig vor seinem allerhöchsten Herrn zu erscheinen. Wie blitzt das silberbeschlagene Geschirr, wie das breite Silberband am Halse seines Tieres! Ein Geschenk des Kaisers, als er ihm noch wohlwollte. Wie blinken die Gewehre und die Waffen seiner Mannen, die stolz und freudestrahlend ihren Herrn umdrängen. Geht es heute doch zum Kaiser! Nur einer teilt die Freude nicht. Das ist der Detjas. Tiefernst sieht er darein. Kummer und Sorgen, nicht Frohlocken bewegt sein Gemüt. Warum hat ihn der Kaiser gerufen, warum ihm den Eilbrief nach dem fernen Süden geschickt? Ist's eine Auszeichnung, ist's eine Demütigung, die ihm zugedacht? Er fürchtet mehr als er hofft. Denn nur allzu beschwert ist sein Gewissen, und Menelik ist ein gerechter Richter. —

Neue Menschen kommen, andere gehen. Erst die sinkende Sonne macht dem Getriebe ein Ende, erst dann tritt in der Kaiserburg Ruhe ein. — So geht es tagsaus, tagsein, so lange der Kaiser in seiner Hauptstadt weilt. Immer das gleiche Leben.

Anders am Markte. Hier ist eigentlich nur am Sonnabend, dem Haupttage, etwas zu sehen. Freilich sind es

*) Hoher militärischer Würdenträger, meist Herr einer Provinz.

dann in guten Zeiten immer gleich viele Tausende, die sich hier ein Stelldichein geben. Bis auf mehrere Tagemärsche im Umkreise kommen die Gallas mit ihren Erzeugnissen zum Markt gezogen. Wer nicht muss, bleibt nicht zu Hause. Der grosse, offene Platz ist dicht bedeckt von Menschen und Tieren. Es herrscht ein Gedränge, dass man kaum vorwärts kommen kann und sich nur mit Mühe und Not zwischen den nach ranziger Butter duftenden Marktbesu-



Holzmarkt in Addis-Abbeba.

chern durchzudrängen vermag. Alles regt und bewegt sich, ein Leben wie in einem Ameisenhaufen. — Es gibt aber auch Sonnabende, an denen der Markt öde und leer ist. Das ist dann immer ein schlimmes Zeichen für die Ruhe im Lande. So war es auch hier im Februar einmal und einmal im Juli. Der Markt fast ausgestorben. Und beide Male war die innerpolitische Lage kritisch geworden! Es ist merkwürdig, wie schnell und gut die Landbewohner, die doch scheinbar keine Fühlung mit den massgebenden Kreisen haben, unterrichtet sind.

Wer lediglich das Volk und seine Bedürfnisse studieren will, der wird am Sonnabendmarkt voll auf seine Rechnung kommen. Doch wird der enttäuscht sein, der da hofft, irgendwelche wertvollere kunstgewerbliche Gegenstände kaufen zu können. Es gibt in dieser Beziehung so gut wie nichts. Lediglich die im Orient bekannten Ziselierarbeiten zeigen einen künstlerischen Einschlag, doch ist das „Silber" derartig minderwertig, dass es nur allzubald einen Messingglanz bekommt. Hübsch sind vielleicht auch noch bunte Körbe aus Binsengeflecht und silberverzierte Schwertknaufe aus Rhinohörnern. Das ist aber auch so ziemlich alles.

Volkswirtschaftlich von grossem Interesse ist besonders eine Marktware: das Holz. Es wird gehandelt wie jeder andere Artikel und steht ganz ausserordentlich hoch im Preise. Für ein Bündel Nutzholz — eine Trägerlast — kann man einen Esel kaufen! Kein Wunder; muss doch das Spaltholz, aus dem das Gerippe der Lehmhütten und Dachungen hergestellt wird, fast 40 km auf dem Kopfe der Träger oder dem Rücken der Tiere transportiert werden. Das elende, armselige, meist nicht einmal dürre Knüppelbrennholz nicht viel weniger weit! Dass sich unter diesen Umständen nur die Grossen und Reichen den Luxus eines Holzfeuers leisten können, liegt auf der Hand. Die meisten müssen sich mit getrocknetem, in kuchenartige Form geschlagenen Viehdünger behelfen! Die Holzarmut ist nicht nur für Addis-Abbeba und seine Umgebung, sie ist für einen grossen Teil des Landes typisch und ein ganz ausserordentlicher Uebelstand für jegliche Wirtschaft. Dabei sind die Herren des Landes sehr oft selbst an diesen unhaltbaren Zuständen schuld. Vielen Orts, wie auch hier, haben einst herrliche Waldungen gestanden, die man in sinnloser Zerstörungswut niedergebrannt und verwüstet hat. Sie wieder aufzubauen, wäre bei den hervorragend günstigen Boden- und klimatischen Verhältnissen freilich keine schwere Sache. Wer aber wird es machen, wer wird Geldopfer bringen für ein Unternehmen, dessen erste Verzinsung noch weit in der Zukunft liegt? Menelik allein, der an weitem Blick sein Volk um Haupteslänge überragende Monarch, wäre imstande gewesen, dies für sein Land so hochbedeutsame Werk durchzuführen. Er hatte auch bereits damit begonnen,

war auf dem besten Wege Aufforstungen grösseren Stils einzuleiten und eine Forstorganisation zu schaffen, als die schwere Krankheit ihn niederwarf. So wird es wohl bei den ersten Anläufen sein Bewenden haben. Wo die unablässig treibende Kraft, wo die Knute fehlt, geschieht nichts im Orient.

Der Marktplatz selbst ist umsäumt von grösseren und kleineren Bauten meist indischen Stiles. Teils Animierkneipen niederster Sorte, teils Magazine und Warenhäuser. Wenige europäische Firmen sind darunter, fast nur Inder und Armenier. Sie waren, wie bei allen Neugründungen des Orients, so auch hier die ersten am Platze gewesen und scheinen auch heute noch am besten zu bestehen. Freilich liegt dafür in ihren prunkenden Warenhäusern auch ein gutes Stück des Vertrauens begraben, das der Abessinier ursprünglich dem „Weissen“ entgegenbrachte.

Nicht weit vom Markte entfernt finden wir den stattlichen Neubau der St.-Georgs-Kirche, sowie den der „Bank of Abessinie“. Die beiden Hotels sind ebenfalls in der Nähe gelegen. So vereinigt sich wie um das Gibi, so um den Markt ein gut Teil des öffentlichen Lebens.

Auch ein Bad hat Addis-Abbeba, unterhalb des Gibihügels gelegen. Dort ist eine heisse Quelle, wie es deren so viele im vulkanischen Afrika gibt. Ein spekulativer Armenier hat sie fassen lassen und ein Bad für Europäer, eines für Abessinier eingerichtet. Das Abwasser sammelt er in einem dritten Bassin, dem Bad der Kranken. Da der schlaue Besitzer hinreichend für den Ruf der Heilkraft seiner Quelle gesorgt hat, macht er gute Geschäfte. Das Krankenbad ist niemals leer. Die armen von Lepra Befallenen wandern oft von weitem her. Sie opfern den letzten Piaster für das Bad. Hat man ihnen doch gesagt, dass sie bestimmt geheilt würden. Wenn auch nicht auf das erstemal, gar viele Bäder seien manchmal nötig!...

Auch heute ist das Krankenbad wieder überfüllt. Es ist Frauentag, das merkt man schon von weitem am Geschnatter und Gekicher. Die Badenden sind munter und aufgeräumt trotz ihres furchtbaren Leidens. Glauben sie doch alle noch an Gesundung. Dicht aneinandergedrängt stehen die unglücklichen Geschöpfe in dem seichten Bassin und be-

spritzen sich gegenseitig mit dem „heilkräftigen" Wasser. Eine junge Mutter ist darunter mit dem Säugling an der zerfressenen Brust, daneben steht ein Mädchen in jungfräulichem Alter von klassisch schönem Wuchse . . . und verloren! Wie sie sich alle herandrängen an mich und die missgestalteten Hände ausstrecken, um einen Piaster zu erhalten, den Eintrittspreis für ein neues Bad! Es ist das grösste menschliche Elend, das ich gesehen, es sind die Unglücklichsten der Unglücklichen!

Der harte Armenier aber hat kein Herz in der Brust. Er öffnet nur gegen klingende Münze. Sitzen diese Aermsten oftmals auch stundenlang draussen im glühenden Sonnenbrande und wimmern herzzerbrechend um Einlass, es hilft ihnen nichts. Er kennt kein Mitleid, kein Erbarmen. Auch ihm wird einmal vergolten werden.

*

Es ist Nachmittag geworden. Ein kurzes Gewitter, das über Addis-Abbeba's Hügel gezogen war, hat die Luft gereinigt, den Staub getilgt. Ein Wetter, wie es zu einem Ausritte in die Stadt nicht schöner sein könnte.

Munter trabt mein Rösslein den Hang beim Hospital hinauf. Es freut sich, der dumpfen Stallluft entronnen zu sein, freut sich, wie ich, über den herrlich schönen Nachmittag. Da auf einmal will es dem Zügel nicht mehr folgen! Es drängt ängstlich zur Seite. Ein verendetes Kamel ist es, das ihm solchen Schrecken eingeflösst hat! Keine Seltenheit in Addis-Abbeba: inmitten der Stadt ein Kamelkadaver! Da, wo das arme übermüdete Tier zusammengebrochen war, um sich nie wieder zu erheben, da hatte man es liegen lassen. Man nahm sich nicht einmal die Mühe, den Kadaver einige Schritte abseits zu schleifen. Wozu auch? Geier und Hyänen werden bald reinen Tisch gemacht haben. Bis dies geschehen, meidet man den Platz oder hält sich im Vorbeigehen die Nase zu. Die Geier sind schon tüchtig an der Arbeit. Ein ganzer Klumpen dieser nützlichen Vögel sitzt auf und neben dem Kadaver, so dass man von diesem selbst fast nichts zu sehen bekommt. Sie zerren in wilder Gier an den Eingeweiden und fechten dabei manchen Strauss mit den Artgenossen oder den wehrhaften abessinischen Raben aus,

die ihnen die Leckerbissen streitig machen. Ueber diesem Pöbel hoch oben in den Lüften ein „schwebendes Kreuz“! Das markante Flugbild des Bartgeiers. Von Antottos hoher Warte kommt er majestätischen Fluges herabgezogen, seinen Anteil zu fordern. Auch er ist ein „schmutziger“ Vogel, trotz des kühnen Auges, trotz der königlichen Adlerfedern*) im Nacken. Nicht lange mehr wird es dauern, dass er sausenden Fluges herabkommt, um als der Gefrässigsten einer an der schmutzigen Mahlzeit teilzunehmen.

In wenig Stunden schon ist der Kadaver von den Weichteilen gesäubert. Was dann noch übrigbleibt, holen nachts Hyänen und Schakale. So arbeitet rasch und sicher die Sanitätspolizei der Hauptstadt.

Eine der neuangelegten Strassen ist erreicht. Sie führt vom Gibi in langen Schleifen sich dem Gelände anschmiegend über den Marktplatz nach Debralibanos, einem Lieblingssitze des Kaisers. Es ist eine richtig angelegte Kunststrasse, mit Grundbau, Seitenbanketts, Durchlässen und steinernen Brücken! Eine schwere, fauchende Dampfwalze sorgt für die nötige Festigkeit. Dieses Ungetüm ist immer noch der grosse Schrecken der abessinischen Pferde. Bringt man sie einmal daran und an den ihnen ebenfalls noch „sehr verdächtig“ erscheinenden Lastwagen anstandslos vorbei, dann ist das Pferd für hiesige Begriffe vollkommen durchgeritten. — Wir hatten zu früh frohlockt, als wir beim ersten Ausblick, den die Strasse bot, die gefürchtete Maschine nicht entdecken konnten und sie anderweitig beschäftigt wähnten! Schon kommt sie schnaubend und pfeifend um die nächste Biegung. Ebenso schnell aber ist mein Rösslein über dem Graben, und dahin geht es über Stock und Stein zum grössten Gaudium der Abessinier! —

Da, wieder eine neue Abwechslung! Diesmal aber eine willkommenere? Ein gellendes Jlilili . . . ertönt. Der Ruf der Frauen in höchster Lust und Freude, der Ruf, der alt und jung elektrisiert. Hier wissen alle, was er bedeutet: der Kaiser kommt! Und schon sehen wir vom Gibi herauf hunderte von Soldaten eilen. Ihnen folgt der kaiser-

*) „Adlerfedern“: starre lanzettförmige Federn im Nacken, ein Charakteristikum der Adlerarten.

liche Wagen, flankiert von Würdenträgern und Pagen. Hinterdrein wieder eine Schar Gewehrträger und jubelnden Volkes. Ganz nahe an uns kommt der Zug vorüber. Wir steigen vom Pferde, den Kaiser zu grüssen. Im Fonds des niederen Wagens sitzt Menelik allein. Er trägt den bekannten grauen Filzhut über der weissen Stirnbinde und den schwarzen Seidenmantel. Seine Haltung ist noch ungebeugt, sein Aussehen scheinbar vortrefflich. Nur ein wenig gealtert kommt er mir vor, seit ich ihn zuletzt gesehen. Eine ganz aussergewöhnliche Natur, die nach solch schweren Krankheitsschlägen äusserlich noch ungebrochen scheint.

Menelik blickt zu uns herüber. Lidje Jasou, der Prinz aus königlichem Geblüte, der nach abessinischer Sitte mit dem Gewehr über der Schulter den kaiserlichen Wagen zu Fuss begleitet, beugt sich zu seinem Ahnherrn und flüstert ihm etwas zu. Mechanisch dankt der Monarch wiederholt unserem Grusse.

Längst schon ist der Zug um die nächste Biegung verschwunden und immer noch hört man den fanatischen Jubel des Volkes, sieht neue Scharen in wilder Hast dahinstürzen, den Anblick des Kaisers nicht zu versäumen.

Der Mann ist nicht nur gefürchtet, der Mann ist auch geliebt über alle Massen! „Der Kaiser ist wieder gesund, er wird uns erhalten bleiben!“ Wie glücklich sie alle darüber sind, wie froh sie wieder in die Zukunft blicken! Wenn je um eines Monarchen Leben gebetet und gefleht, wenn je darum gezittert und gebangt wurde, so ist es um das Meneliks. Solange er lebt, ist es überall gut im Lande, danach aber . . . . . . ?! Niemand weiss, was dann sein wird. Instinktiv nur fühlen sie alle, dass mit des Kaisers Tod sein Werk bis auf das Innerste erschüttert wird, dass sein Ableben für sie alle einen gefährlichen Schlag bedeutet.

Heute nun hat das Volk seinen Kaiser zum ersten Male wieder nach langer Zeit gesehen. Mit e i g e n e n Augen haben sie ihn gesehen und glauben nun, dass er wieder gesund sei wie ehedem. Die Grossen freilich wissen es besser. Sie wissen, welch schwere Schäden dem Kaiser geblieben. Die letzte Hoffnung ist noch der von Deutschland erwartete Arzt. Möglicher Weise kann der noch einmal

helfen? Doch Unmögliches wird auch er nicht vollbringen können. Denn Menelik ist alt, viel zu alt, um wieder völlig zu gesunden. Vielleicht aber gelingt es, das für den Frieden Abessiniens wie des ganzen schwarzen Kontinentes so kostbare Leben noch auf Jahre hinaus zu erhalten? Damit wäre schon viel, sehr viel gewonnen. Denn „leben" allein bedeutet bei Menelik schon einen Akt grosser Politik.

Wir reiten weiter. Ueber den Markt führt der Weg.



Abessinisches Steinhaus in Addis-Abbeba.

Es ist dort öde und leer. Die letzten Besucher sind schon abgezogen. Die Geschäfte geschlossen. Ein Diebessucher, der im Dilirium singend und tanzend dahertorkelt, wird vorsichtshalber in weitem Bogen umgangen. Denn stürzt er sich auf einen von uns, so gilt der als Dieb. Das „Lebascha" ist Gottesgericht, dagegen hilft kein menschliches Wüten.

Es geht zum Tore hinaus, gegen Debralibanos zu. Runde abessinische Hütten in regelloser Anordnung, soweit man sehen kann. Dazwischen blühende Hecken, grünende Wiesen, glitzernde Wasserläufe und im Hintergrunde die

Berge. Ein liebliches Bild, doppelt schön im Abendsonnenscheine.

Aus den strohbedeckten Hütten dringt der Rauch. Die fleissige Galla-Frau bereitet das Abendbrot, Kinder tummeln sich auf den Wiesen, Männer und Greise sitzen plaudernd vor den Hütten. Die richtige Feierabendstimmung. Wie bei uns in Oberbayern. Nur das Gebetläuten fehlt.

In der deutschen Gesandtschaft.

Von den in Abessinien vertretenen Mächten ist Deutschland mit der Errichtung eines eigenen Gesandtschaftsgebäudes in Addis-Abbeba vorausgegangen. England und Italien folgten dessen Beispiel; ihre Bauten sind bereits im Gange.*) Frankreich und Russland werden wohl auch daran denken müssen, sich ein repräsentatives Heim zu schaffen; nicht nur um ihren Vertretern an diesem so entbehrungsreichen Platze wenigstens einen Genuss zu bieten, sondern auch, um in den Augen des nur allzusehr nach Aeusserlichkeiten urteilenden abessinischen Volkes nicht hinter den anderen Nationen zurückzustehen.

Geben nun die Mächte durch den immerhin kostspieligen Bau der Gesandtschaften der äthiopischen Regierung einerseits gewissermassen die Zusicherung, dass trotz des Mangels an Gegenseitigkeit ihre Vertretung keine vorübergehende, sondern eine ständige sein soll, so übernimmt anderseits Abessinien die moralische Verpflichtung, mit dem bisher beliebten steten Wechsel der Residenz zu brechen und Addis-Abbeba ein für allemal zur Hauptstadt und zum Regierungssitze zu erklären. Inwieweit freilich die zukünftigen Herrscher den Willen und auch die Macht haben werden, dieser Verpflichtung nachzukommen, das wird die Zukunft zeigen.

Das umfangreiche Grundstück der deutschen Gesandtschaft — ein Geschenk Meneliks — liegt am Westhange eines langgestreckten Höhenrückens. Das tiefe felsige Rinnsal des launigen Kabanabaches trennt den deutschen Besitz von den übrigen Hügeln der Stadt. Eine hübsch ausgeführte steinerne Brücke führt darüber, Tor und Wächterhaus am Brückenkopfe vervollständigen den Zugang zur Gesandtschaft. Dass

*) Inzwischen wohl schon vollendet.

aus der Stadt selbst kein eigentlicher Weg bis zur Brücke führt, sondern es den Besuchern selbst überlassen bleiben muss, sich dorthin zurecht zu finden, schadet weiter nicht. In Addis-Abbeba sind ja alle Angehörigen der besseren Klassen beritten, und wenn es auch einmal eine Strecke über Stock und Stein geht, so macht dies nichts. Die klettergewandten Pferde und Maultiere sind noch ganz andere Wege gewohnt.

Wir reiten über die Brücke durch das offenstehende Tor.



Der deutsche Gesandte Dr. Scheller-Steinwartz von einer Audienz aus dem Gibi zurückkehrend.

Die Wache ist angetreten, und in strammer Haltung erweisen die Askari*) militärischen Gruss. Es sind ausgewählte, schöngewachsene Abessinier, die in ständigem Solde der Gesandtschaft stehen, um den Wachtdienst zu verrichten und bei Ausritten des Ministers Eskorte zu bilden. Sie machen in kleidsamer weisser Uniform mit aufgebogenem, grauem Filzhute einen vorzüglichen Eindruck, zumal wenn sie beritten den Minister begleiten. Die hübschen, gleichfarbigen Pferde, die tadellose Zäumung, die schwarz-weiss-rot gesäumten

*) Bewaffnete eingeborene Diener.

Satteldecken, die Lanzen mit den deutschen Fähnchen, alles passt so gut zusammen, alles ist sauber und blank. Man sieht, es ist deutsche Zucht und Ordnung darinnen.

An der Wache vorüber geht es auf sanftgewundenem Wege bergan. Ein kleines Stück noch und vor uns liegt weissglänzend im Abendsonnenschein der massive Bau der deutschen Gesandtschaft. Ein langgestrecktes Hochparterre mit zwei vorgezogenen Seitenflügeln. Der weisse Haustein, der kastellartige Stil gibt dem Ganzen ein vornehmes, kraftvolles Aussehen, zu dem die Schiessscharten im Turme nicht übel passen. So kann ein deutscher Minister hier im Lande wohnen, so muss er auch wohnen!

Die Schiessscharten im Turme! Des Stiles halber hat sie der Bauherr wohl kaum angebracht. Sie sind ein nur zu beredtes Zeichen, dass man hier mit allen Möglichkeiten rechnen und auch der ernstesten Zeiten gewärtig sein muss. Gott gebe, dass dieser Fall nie eintreten, und die Regierung stets stark genug sein werde, die Unverletzlichkeit der Gesandtschaften zu verbürgen. Geht es aber anders und gelingt es den trunkenen Horden, eine Zeitlang wenigstens, zu morden und zu brennen, so mögen sie nur kommen. Die Deutschen werden auf ihrem Platze sein.

Eine breite, steinerne Treppe, von zwei Pfeilern flankiert, führt hinauf zum Hochparterre. Dort steht der diensthabende Askari, dem Minister die Besuche zu melden und Unberufene fernzuhalten. Es ist unglaublich, was alles glaubt, mit Lappalien den Minister belästigen zu dürfen. Sind doch neben andern auch die Armenier dem deutschen Schutze unterstellt! Wer mit diesen schon zu tun gehabt hat, wird wissen, dass sie immer etwas auszutragen haben, und meist wenig angenehme Dinge.

Durch eine Glastüre geht es zum geräumigen Vorplatz. Daran reihen sich nach rechts in langer Flucht die Privatgemächer des Ministers, nach links die Geschäftsräume, die Zimmer des Attachés und die Fremdenzimmer an. Zwischen diesen beiden Flügeln inmitten liegt der grosse Speisesaal.

Es mag für den neuernannten Gesandten Dr. Scheller-Steinwartz keine leichte Aufgabe gewesen sein, bei seinem im Januar erfolgten Dienstantritte diese ausgedehnten, noch nach dem Bauhandwerke riechenden kahlen Räume wohnlich

einzurichten, zumal in Addis-Abbeba selbst so gut wie keine Handwerker zu haben sind, und alles selbst gemacht werden musste. Doch es ging über Erwarten schnell und wenige Tage nach seinem Eintreffen konnte der Minister es schon möglich machen, zu des Kaisers Geburtstag die deutsche Kolonie vollzählig bei sich zu sehen. Er konnte die Herren in Räumen empfangen, die an Wohnlichkeit und Luxus nichts zu wünschen übrig liessen.

Wer den Vorzug hat, Dr. Schellers Gast zu sein, wird in Addis-Abbeba auch nicht das geringste vermissen, was selbst in Europa zu einem mehr als behaglichen Leben gehört. Im Gegenteil, er wird zu Hause so manches sich versagen müssen, was ihm hier in herzlicher Gastfreundschaft geboten wird.

Das erste Frühstück wird ganz nach Wunsch aufgetragen. Um 12½ Uhr findet man sich zu einem zweiten Frühstück im grossen Speisesaale ein, zu dem der Minister sehr oft Gäste bei sich sieht, abends pünktlich 7½ Uhr ist Hauptmahlzeit. Danach noch ein gemütliches Plauderstündchen im Kaminzimmer bei einem Glase bayerischem Bier!

Und nun gar noch die reiterlichen Genüsse, die der Hausherr seinen Gästen bietet. Es sind mit die schönsten Erinnerungen, die ich an die äthiopische Hauptstadt habe. Jederzeit steht ein Pferd und die nötige Begleitmannschaft zu Ausritten in die Stadt und Umgebung zur Verfügung. Man kann reiten nach Herzenslust.

*

Heute ist ein wichtiger Tag in der Gesandtschaft. Für 2 Uhr nachmittags hat sich Nagadras*) Heile Georgis, der Minister des Handels und des Aeusseren, ein wenig später Ras Mikael, nach Menelik der mächtigste Fürst des Landes, zu Besuch angesagt.

Pünktlich erscheint der Nagadras mit kleinem Gefolge. Einige Schritte vor dem Haupteingange steigt er von seinem Maultiere, die Aktenmappe in der Hand. Er ist nach Landessitte blossfüssig und barhäuptig; dabei so schlicht gekleidet wie der einfachste Abessinier. Lediglich der schwarzseidene Umhang mit Abzeichen zeigt seinen hohen

*) Etwa: „Haupt der Kaufleute".



Phot. Dr. Scheller-Steinwartz

Im „Kaminzimmer“ der deutschen Gesandtschaft.



Rang. Heile Georgis ist ein auffallend schöner Mann, mit gewinnenden Manieren und einer sympathischen Art zu sprechen. Kein Wunder, dass er viel Glück bei den Frauen hat und als grosser Don Juan in der Hauptstadt gilt. Durchaus kein Fehler für einen Minister des Auswärtigen, zumal hier im Lande!

Ras Mikael naht. Die Scharen seiner Begleitmannschaft, viel Hunderte von Dienern und Kriegern eilen flüchtigen Schrittes den Hang zur Brücke herab. Inmitten einer Gruppe



Nagadras Heile Georgis vor der deutschen Gesandtschaft.

Reiter: der Ras mit seinen Würdenträgern. Es giesst wieder einmal zur Abwechslung in Strömen. Schade darum, helllichter Sonnenschein hätte viel besser zu diesem glänzenden Aufzuge, zu den blinkenden Waffen und blitzenden Geschirren gepasst.

Der Gesandte in Uniform der sächsischen Gardereiter, denen er als Rittmeister der Reserve angehört, empfängt den hohen Besuch an der Treppe. Soldaten und Diener bleiben zurück in der Vorhalle, der Ras mit seinen Würdenträgern und Pagen verteilen sich in den Empfangsräumen der Ge-

sandtschaft. Es ist schwer, sie alle unterzubringen und für Sitzgelegenheit zu sorgen, so viele sind es.

Mikael mag ein hoher Fünfziger sein. Ein interessanter, von schütterem Barte umrahmter Kopf mit mächtiger Schussnarbe im Nacken und linken Mundwinkel. Auch ein Arm und Fuss sind ihm zerschossen, daher der etwas schleppende Gang und der Krückstock. Er ist ein kampferprobter Krieger, dem nicht seine Geburt allein zu der mächtigen Stellung im Lande verhalf. Als Menelik, der junge König von Schoa, auf seinem Siegeszuge alle Widersacher auf das Haupt geschlagen und ihre Länder seinem Zepter unterworfen hatte, da stand Mikael allein noch unbesiegt ihm gegenüber. Erst seine Unterwerfung machte den Sieg vollständig, erst dann waren die ehrgeizigen Pläne des aufstrebenden Schoaners in vollem Umfange verwirklicht.

Kampfbereit lagern die beiden Heerscharen einander gegenüber. In den nächsten Tagen schon muss die Entscheidung fallen. Da zeigt Menelik seine Klugheit und Grösse in hervorragendem Masse. War auch der Sieg bei seinen überlegenen Kräften kaum zweifelhaft, so schien es ihm doch klüger, den tapferen Fürsten zum Freund und Bundesgenossen zu gewinnen, als ihn vielleicht nach blutigem Kampfe doch nur zeitweise zu unterjochen. Statt wilder Reiterscharen schickt er dem Feinde die eigene liebliche Tochter entgegen als Unterpfand für seine friedlichen Absichten. Der stolze Ras ist besiegt ohne Schwertstreich. Aus dem grimmen Feinde ist der treueste Freund und Bundesgenosse geworden, die beste Stütze der Dynastie. — Wenn nun Menelik heute bei dem Mangel eines direkten männlichen Erben Lidje Jasou den aus dieser Ehe entsprossenen Prinzen zum Thronfolger ausersehen hat, so ist dies nur eine Fortsetzung seiner damaligen klugen Politik. Ras Mikael mit seinen Kriegern ist sicher noch das beste Unterpfand für eine glatte Abwicklung der Thronfolge. Und dies ist wohl des greisen Kaisers schwerste Sorge.

Dr. Scheller und Ras Mikael verstehen sich besonders gut miteinander, schon vom ersten Besuche an. Der Ras zeigt dies auch heute wieder deutlich. Er, der stolze Fürst, gibt sich so ganz anders als sonst bei seinen offiziellen Besuchen. Gemütlich lehnt er im bequemen Stuhl am Kamin



Der Besuch Ras Mikaels in der deutschen Gesandtschaft.



und lässt sich das Gebotene vortrefflich schmecken. Zuerst wird Moselwein, dann Champagner in kristallenen Schalen serviert. Hierauf bayerisches Bier, das Mikael ganz besonders mundet. Immer und immer wieder muss sein Glas gefüllt werden!

Die Unterhaltung leidet natürlich unter der Verdolmetschung. Doch wird sie vom Ras in der liebenswürdigsten Weise geführt. Er zeigt sich als grosser Bewunderer und Verehrer Deutschlands und ergeht sich in besonderen Freundschaftsbezeugungen dem Gesandten gegenüber. Kein Schaden für unsere Politik.

Der Nagadras, der die willkommene Gelegenheit eines zwanglosen Zusammenseins mit dem mächtigen Fürsten sich nicht hatte entgehen lassen und geblieben war, zeigt sich im besten Lichte. Er weiss vollkommen Bescheid in der deutschen Geschichte, kennt Globus und Sonnensystem und ist stets bereit, dem Ras zu erklären, was diesem neu und fremd.

Man ist bei Kaffee und Tee angelangt. Sie werden ohne Milch gereicht, da gegenwärtig Fasten ist. Nimmts der alte Krieger für seine Person damit auch nicht so genau, so muss er doch den Schein wahren, des Gefolges halber. Denn auch hier im Lande ist gegenwärtig die Kirche Trumpf. Menelik ist fromm geworden, seitdem er krank ist; denn Taïtu ist im Banne der Priester.

Mikael scheint sich ausserordentlich wohl zu fühlen. Er denkt gar nicht an den Aufbruch und bittet, dass die Rollläden herabgelassen werden. Der durch die Fenster fallende grelle Abendsonnenschein tut seinen an das Dunkel der abessinischen Häuser gewohnten Augen sichtlich wehe. Nun ist es ihm wieder ganz behaglich, und mit Kennermiene schlürft er die verschiedenen Schnäpse. Fast kommt der Minister in Verlegenheit, was er nun noch anbieten soll; die üblichen Getränke sind alle schon durchgekostet. Man könnte höchstens wieder von vorne beginnen. Da äussert glücklicherweise Se. Hoheit den Wunsch, auch die übrigen Räume der Gesandtschaft sehen zu dürfen. Er ist entzückt über deutschen Geschmack und Wohnlichkeit. Besonders gefällt ihm das Bibliothekzimmer, das „Allerheiligste“ des Ministers. Was in den Tausenden von Bänden alles enthalten sei, möchte er zu gerne wissen. Eine etwas schwierig zu beantwortende

Frage! Dann erregt eine Bronze der Venus von Medici sein Interesse. Sie wird mit sichtlichem Wohlgefallen eingehend besichtigt. Ich glaube kaum, dass es bloss die künstlerische Ausführung gewesen, die Se. Hoheit so entzückte.

Noch herzlicher, wenn möglich, wie die Begrüssung ist der Abschied. Das ist keine blosse Zeremonie, das ist laute Bezeugung guter Freundschaft.

Schade, dass es so spät geworden. Der Ras mit seinem kriegerischen Gefolge vor der Gesandtschaft hätte eine hübsche photographische Aufnahme gegeben!

Noch ist Dr. Schellers Tagewerk nicht beschlossen. Für den Abend sind zwei deutsche Familien zu Tisch geladen. Mit einer in Addis-Abbeba sonst nicht gewohnten Pünktlichkeit erscheinen die Gäste einige Minuten vor der Zeit. Man versammelt sich im Lesezimmer. Die Damen in grosser Toilette, die Herren im Frack. Gerade im fremden Lande muss der Deutsche zeigen, dass er gut erzogen ist.

Man führt zu Tisch. Der grosse Speisesaal mit seinen Gobelins macht bei der fast verschwenderischen Beleuchtung einen womöglich noch vornehmeren Eindruck als bei Tage. Die Tafel, reich gedeckt in Silber und Kristall, ist geschmückt mit Blumen aus dem Garten. Vier weissgekleidete Somali-Boys bedienen geräuschlos und ohne Fehler. Das hat ihnen Nikolaus, der Kammerdiener des Gesandten und Faktotum des Hauses, beigebracht. Nach 14 Tagen schon hat es geklappt. Allen Respekt.

Die Tafel wird aufgehoben. Man begibt sich ins Kaminzimmer, wo Mokka und darauf noch ein Glas Bier gereicht wird. Gemütlich plaudert es sich dabei noch ein Stündchen, bis Pferdegetrappel vor dem Fenster zum Abschied mahnt. Es ist noch ein weiter Ritt nach Hause und die Nacht stockfinster. — Unter fröhlichen Scherzen werden die Pferde bestiegen, die Boys mit Laternen setzen sich an die Spitze und nun: „Gute Nacht!"

So lebt es sich in der deutschen Gesandtschaft! —

Auf dem heiligen Soquala.*)

Zwei Tagemärsche im Süden von Addis-Abbeba, da, wo Hawasch und Akaki zusammenströmen, erhebt sich weithin sichtbar ein isolierter, mächtiger Berg: der Soquala. Ein ehemaliger feuerspeiender Berg, das zeigt uns schon seine äussere Form, die zweifellos vulkanischen Ursprung verrät. Wieviel Jahrtausende der Krater wohl schon erloschen ist? Wer weiss es? Unendlich lang ist es sicher her, denn nichts verrät mehr die Stätte der Verwüstung und Zerstörung. Da, wo einstens glühende Lava sengend und brennend sich zu Tal gewälzt, da weiden jetzt Buckelrinder und Schafe, da bestellt der fleissige Galla sein Feld.

Durch seine exponierte Lage, überragende Höhe und Form ist der Soquala unverkennbar. Mag man kommen, von welcher Himmelsrichtung man will, des Soqualas Kuppe ist von aller Weite schon sichtbar. Ein Markpunkt der Gegend. Viele Tagemärsche sind dann aber vom ersten Anblicke noch zu machen, bis er erreicht, und vielleicht noch mehr, bis er wieder aus dem Gesichtskreis verschwunden ist. „Er will nicht kommen, er will nicht gehen,“ das ist die Klage so manchen Wanderers, der Tag um Tag marschiert, immer den Soquala vor Augen, immer scheinbar in gleicher Entfernung.

Noch ein weiterer Umstand ist es, der gerade diesen Berg im Lande bekannt gemacht hat wie keinen anderen. Er ist der „heilige Berg“ der abessinischen Christen, ein vielgepriesener Wallfahrtsort, zu dem auch Menelik gar oftmals schon gepilgert ist. Den musste ich besteigen, zumal die Route nach dem Süden unweit davon vorüberführte.

Mein Lager stand am Hawasch, kaum eine Stunde vom Berge. Den morgigen Sonntag wollte ich benutzen, ihn zu

---

*) Auch „Sukwala“, siehe Karte.

besteigen. Das gab für die Leute und Tiere, die nicht mit mussten, gleich den erbetenen Rasttag.

Der Boy tritt ins Zelt. Er kommt von einem Galla-Dorfe, wohin er, Milch zu holen, gegangen war. „Herr, weisst du schon, Herr Schubert ist oben am Berge.“ Dacht ich mir es doch, dass dieser leidenschaftliche Landmesser vom Soquala so bald nicht loskommen würde. Der Berg war zu wichtig für ihn. Einen solchen Ausblick fand er so rasch nicht wieder. Da konnte er Winkel messen so recht nach Herzenslust! — Vor acht Tagen hatten wir zwar ein Zusammentreffen am Zuai-See vereinbart. Nun war es eben am Soquala.

Als die englische Regierung vor einiger Zeit an Abessinien mit dem Vorschlage herantrat, die Grenze zwischen ihren beiderseitigen Gebieten festlegen und vermessen zu lassen, da ahnte sie wohl nicht, dass es ein deutscher Generalstabsoffizier sein werde, der Abessiniens Interesse vertreten sollte. — In entgegenkommender Weise hatte die deutsche Regierung dem Wunsche Meneliks entsprochen und ihm eine hervorragende Kraft zur Verfügung gestellt: den kgl. sächs. Oberleutnant Schubert, kommandiert zum Grossen Generalstabe. Höchste Zeit, dass einmal deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit mit den Phantasiegebilden auf den Karten des abessinischen Südens aufräumt! Was in dieser Beziehung auf französischen und englischen Karten geleistet wurde, ist unglaublich. So weist z. B. die bekannte Marchandsche Karte im Westen des Margarit-Sees eine Menge Details auf, die in der Wirklichkeit überhaupt nicht existieren, aber den Glauben erwecken, dass genaue Aufnahmen vorliegen!

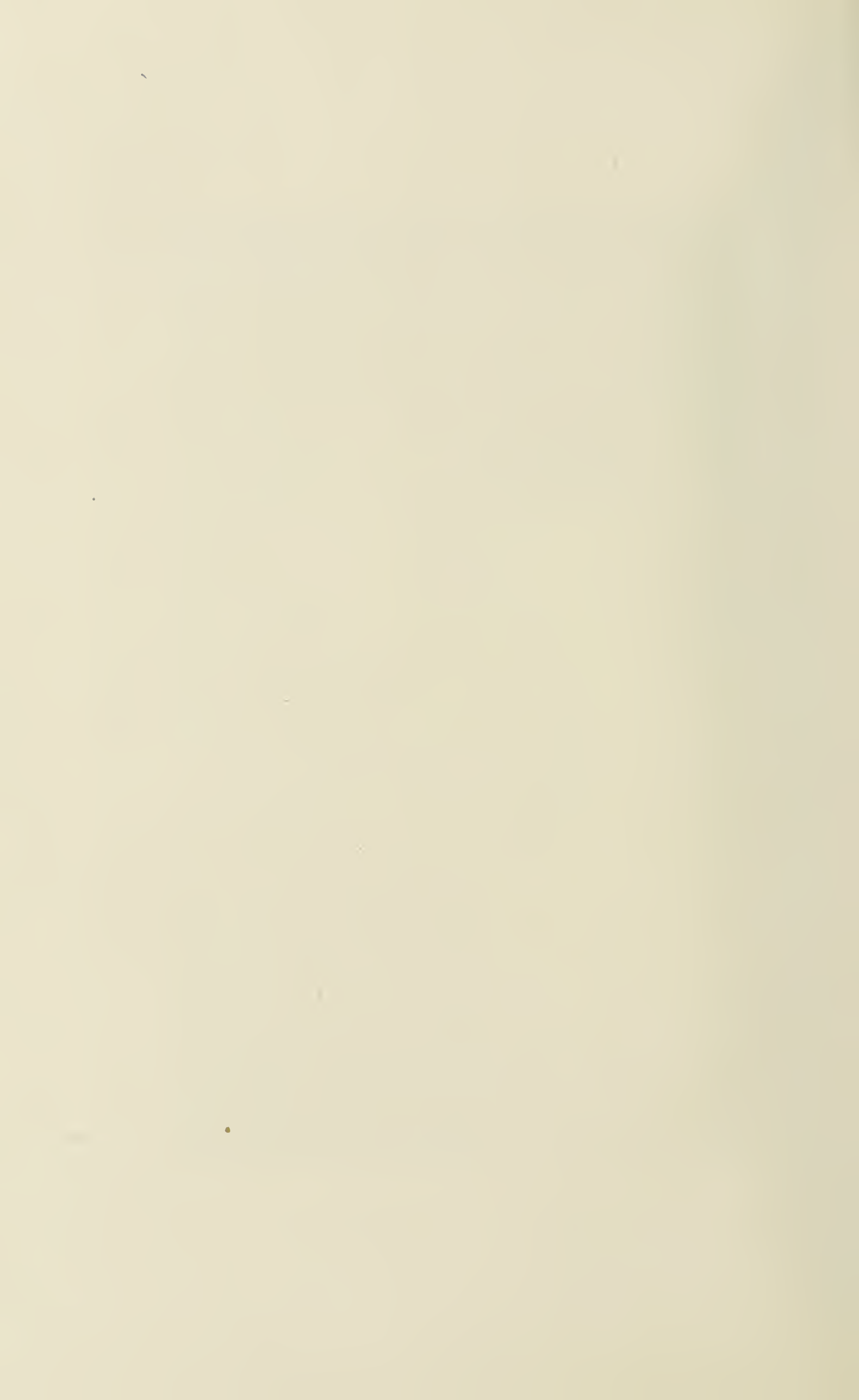
Nicht weniger unverschämt geht hinsichtlich der territorialen Abgrenzung Abessiniens der Autor einer englischen Karte vor! Nach ihm reicht Britisch-Ostafrika hinauf bis zum Margarit-See. Patriotisch fürwahr und englisch gehandelt, wenn auch nicht gerade wissenschaftlich. Ich denke aber immer, dass, wenn Herr Schubert das letzte Wort gesprochen, die Grenzlinie um einige hundert (!) Kilometer weiter südlich verläuft! —

Es nebelt ein wenig, als ich bei Tagesgrauen losreite. Die kleine Regenzeit hat schon begonnen. In Serpentinen



Am Ufer des Hawasch. Im Hintergrunde der Soquala.

Phot Dr. Scheller-Steinwartz



geht es allmählich bergan. Zu beiden Seiten des Weges bebautes, fruchtbares Land, mit Hütten und Dörfern der friedlichen Galla. Vor wenig Jahren noch war es hier öde und leer. Heute ist die Gegend bevölkert und wohlhabend, dank des Kaisers starker Hand, der dem fleissigen Landmanne Schutz und Schirm gewährt.

Steiler und steiler wird der Pfad. Ein kalter Wind weht und peitscht die Nebelschwaden bald da, bald dort hin. Ueber uns schwebt majestätischen Fluges der stolze Bartgeier; er passt so vorzüglich in die Gebirgsszenerie. Das Aneroid zeigt fast 3000 m. Wir können also nicht mehr weit vom Gipfel sein. Doch zu sehen ist nichts, denn dichter und dichter wird der Nebel, je höher wir kommen. Nicht 20 Schritte weit reicht der Blick. — Da tönen menschliche Stimmen und Hundegekläff an unser Ohr! Das kann nur das Dorf sein, das dicht unter dem Gipfel liegt. So ist es auch. Die erste Hütte taucht im Nebel vor uns auf. Wir pochen an die geschlossene Pforte, um zu fragen, wo des Ferenkis Zelt stünde. Ein altes Weib erscheint. Sie muss mit, ob sie will oder nicht. Denn nie und nimmer hätten wir ohne Führung Schuberts Lager gefunden. Wir konnten die Umrisse der grauen Zelte erst erkennen, als wir schon ganz nahe davor standen. So dicht war allmählich der Nebel geworden.

Schuberts Zelt ist geschlossen. „Der Herr schläft wohl noch?“ frage ich den Boy, der eben neugierig den Kopf aus einem der abessinischen Zelte steckt. Die Antwort darauf wird mir prompt aus dem „Hauptbau“ in unverfälschtem Sächsisch zuteil. Ich war von meinem Zweifel geheilt und glaubte ihm, dass er seit drei Stunden schon rechnete. Es sah bei Schubert denn auch verflucht gelehrt aus. Vermessungsinstrumente in allen Ecken, der Tisch bedeckt mit Millimeterpapier und Logarithmentafel, daneben Kartenskizzen und Zeichenmaterial. Mich gruselt es fast bei soviel Gelehrsamkeit und Fleiss! Seine Leute freilich können es nicht begreifen, warum der Ferenki sich jetzt schon plage. Ist er doch nur geschickt, die Grenze im Süden zu vermessen. Bis dorthin war's noch weit, und konnte er noch lange feiern. Freund Schubert aber denkt anders. Er misst und rechnet, seitdem er die Hauptstadt verlassen. So

nur ist es möglich, den langweiligen Marsch nutzbringend zu verwerten! Ein Kartenblatt hat er schon vollendet, das Gebiet im Süden von Addis-Abbeba umfassend. Endlich einmal eine wissenschaftlich genaue Arbeit, endlich einmal eine Karte ohne Phantasiegebilde!

Es ist empfindlich kalt hier oben. Eine Tasse heissen Tees tut uns ordentlich wohl, und ich kann den entlehnten Wintermantel auch im Zelte sehr wohl vertragen. Der scharfe Wind hat inzwischen den Nebel verjagt, und herrlich ist der Ausblick, der sich uns von der 3000 m hohen Warte bietet. Bis Addis-Abbeba reicht der Blick und noch darüber hinaus. Man kann die weissen Häuser des Gibi mit unbewaffnetem Auge deutlich erkennen. Nach Osten, Westen, Süden dieselbe Weitsicht! Das ist freilich für den eifrigen Kartographen ein Platz, wie er ihn nicht besser wünschen könnte. Da ist er ebensowenig wegzubringen, wie unsereiner aus einem guten Löwenrevier!

Der „Hausherr“ macht den Vorschlag, die Zeit bis Mittag durch einen Spaziergang hinunter zum Kratersee abzukürzen. Ein vielgewundener Viehpfad führt uns die steile, bewaldete Lehne hinab. Auf den binsenbewachsenen Uferwiesen froschen ein paar Abdimstörche, Wasserhühner tummeln sich auf der spiegelglatten Seefläche, und ein verliebtes Bussardpaar kreist über uns im Hochzeitsreigen! Fettschwanzschafe und Ziegen auf der Weide; daneben ein nackter Hirtenjunge, der auf selbstgefertigter Schalmei monotone Weisen bläst. Ein liebliches Bild, das Ruhe und Frieden atmet. Und doch hatte gerade hier sich einstens der feuerspeiende Schlund geöffnet und mit Höllengetöse Tod und Verderben auf die junge Erde geschleudert!

Der kleine, annähernd runde Seespiegel mag vielleicht einen halben Kilometer im Durchmesser halten. Seinem Wasser werden, wie so manchen anderen Quellen und Seen vulkanischen Ursprungs, wunderwirkende Kräfte zugeschrieben. Vielleicht glauben die Priester, die hier oben am Berge wohnen, selbst daran, jedenfalls aber haben sie ihr möglichstes dazu beigetragen, diesen Glauben im Volke zu verbreiten. So ist denn der „heilige Soquala“ der vielbesuchte Wallfahrtsort geworden, allbekannt im ganzen Lande, die letzte Hoffnung der armen Leprakranken, wenn alle

anderen Mittel versagten. Für ihr furchtbares Leiden freilich ist kein Wasser der Welt geschaffen, und ihnen kann auch der „heilige Berg“ nichts bringen als Hoffnung. Einmal noch wenigstens einen Lichtblick in ihrem Jammerdasein! — Das ist genug der Wunderkraft.

Die Sonne ist durch die Wolken gebrochen. Man kann bei dieser Höhenlage ihre Strahlen sehr wohl vertragen und freut sich darüber, wie bei uns über die erste Märzensonne. Es ist noch ein herrlicher Sonntagmorgen geworden, und weiter, als beabsichtigt ist, erstreckt sich unser Spaziergang. Am Ufer des Sees geht es entlang zwischen kleinen Waldpartien, die durch ihr tropisches Wachstum unser Entzücken erregen. Vor allem die haushohen blühenden Rosenbäume, über und über mit Baumbart behangen! Welch herrlicher Duft, welche reizvolle Farbenzusammenstellung! Dabei haben wir hier fast die Höhe unserer Zugspitze! Dort Eis und Schnee, hier blühende Rosen. Das ist Afrika mit seinen Wundern.

Auf dem Heimwege kommen wir an der Hütte der Priester, dem „Pfarrhaus“ hier oben am Berge, vorüber. Zwischen Rosenbäumen und Zypressen liegt es still verborgen. Ein idyllisches Plätzchen, so recht geschaffen für das weltentrückte Leben frommer Männer. Auch das Gotteshaus ist lauschig versteckt in den heiligen Hallen des Bergwaldes. Nichts ist davon zu entdecken als die auf dem Firstkreuze des Kirchleins aufgesteckten Straussencier.

Von den Priestern selbst hatten wir bis jetzt noch keinen zu sehen bekommen, doch sollte auch hierin unsere Neugierde bald befriedigt werden. Wir sitzen nach opulentem Mittagstische eben bei einer Tasse Kaffee vor dem Zelte, als aus dem buschumrankten Priesterheime der Aelteste der Gottesmänner tritt. Ein würdevoller Greis, dem man auch ohne Stab mit Doppelkrücke Rang und Stellung angesehen hätte. Dicht an uns vorüber führt sein Pfad. Mit kaum merkbarem Nicken des Hauptes dankt er für unseren Gruss. Es ist ein stolzer Mann und sich seines Wertes bewusst. War doch selbst der allmächtige Kaiser schon zu ihm gepilgert, seinen Segen zu erbitten.

Nicht alle sind so stolz wie dieser Alte. Ein jüngerer kommt — vielleicht geschickt von jenem. Demütig bittet er.

aus dem „heiligen Buch“ des Berges vorlesen zu dürfen. Natürlich für eine milde Gabe zugunsten der Kirche. Wir sind neugierig auf das Buch, das, wie versichert wurde, an tausend Jahre alt sein soll!! Doch welche Enttäuschung, als er es brachte! Ein Machwerk neueren Datums, nichts Originelles daran. Aus dünnem Schweinsleder sind die Seiten hergestellt, in Schwarz und Rot der amharische Text darauf geschrieben. Kunstlos und schlecht.

Die Vorlesung beginnt. Mühsam buchstabierend versucht der Priester sich an einem besonders interessanten Kapitel, Schuberts Boy verdolmetscht womöglich noch stockender. Entsetzlich! Um was es sich gehandelt, daraus bin ich niemals klug geworden; Schubert, denke ich, wird es auch nicht besser gegangen sein. Doch versuchte er wenigstens den aufmerksamen Zuhörer zu spielen. Ich aber hatte bald genug. Neidlos überliess ich den Rest des Vortrages und den „Backschisch“ dem Hausherrn. Mit kummervoller Miene sieht Schubert mich scheiden, denn eben beginnt der Nimmermüde ein neues Kapitel! —

Hatte ich erwartet, mein Zeltlager, wie angeordnet, unterhalb des ersten steilen Absatzes zu finden, so war ich nicht wenig erstaunt, schon bei den letzten Hütten des auf halber Höhe gelegenen Dorfes das deutsche Fähnlein flattern zu sehen. Meine Leute hatten mir etwas Besonderes tun wollen und waren mit dem Lager weiter, als ich befohlen hatte, entgegengezogen. Wenn nur wenigstens der Platz entsprechend gewesen wäre! Das war aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil, die Stelle war abschlüssig und dicht am Wege gelegen, dazu noch ganz besonders dem Winde ausgesetzt. Es setze ein gehöriges Donnerwetter ab, doch das Lager blieb. Ich wollte den Tieren den Rasttag nicht nochmals verkürzen.

Die Nacht ist finster und stürmisch. Der Wind pfeift über den Höhenrücken und rüttelt an den Planen meines Zeltes, dass ich alle Augenblicke glaube, es müsste hinweggefegt werden. Erst gegen Morgen legt sich der ärgste Sturm, just als es Zeit wird, aufzustehen.

„Herr! Die Kochkiste ist fort. Man hat sie uns aus dem Zelte gestohlen!“ Das ist mein Morgengruss. — Wie ist es nur möglich, aus einem geschlossenen Zelte, in dem

drei Leute schlafen, eine schwere Kiste zu stehlen? Der Dieb brachte es fertig. Er entfernte die Pflöcke an der Rückseite des kleinen abessinischen Zeltes, hob die Plane in die Höhe und zog, begünstigt durch das Heulen des Sturmes, die Kiste heraus. Den drei dort schlafenden Leuten unmittelbar von den Köpfen weg! So fest kann eben nur die Jugend schlafen.

Ein netter Reiseanfang! War es auch kein Unglück, so war es doch unangenehm genug, denn alles Geschirr, alles Besteck und so manches andere Unentbehrliche war dahin. Mit dem Taschenmesser allein konnte ich doch nicht wohl monatelang auskommen. Ersatz zu finden aber ist hierum nicht möglich. Es bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als nach Addis-Abbeba zurückzuschicken! — Vielleicht ist es aber doch noch möglich, den Dieb zu fassen. Drum rasch zum Schum des Dorfes. Der muss mir helfen.

Da höre ich scheltende Stimmen und Zurufe. Bald darauf klägliches Gewimmer. Holla, sie haben ihn! Zu sehen vermag ich nichts, so düster ist es noch. Die Stimmen kommen näher, den Berg herauf. Der Delinquent scheint sich zu widersetzen. Schallende Hiebe, begleitet von jämmerlichem Gebrüll. Jetzt tauchen sie vor mir auf im Morgengrauen. Der Sünder mit der Kiste auf der Schulter, vor und hinter ihm meine handfesten Askari.

Die Kiste also hätten wir glücklich wieder! Doch sie ist leer, bis auf einen kleinen Rest. Wo aber sind meine Sachen? Fort, im Berge versteckt, wer weiss wo! Meine Leute waren gerade dazu gekommen, als der Bursche aus der Kiste, die er nicht mehr weiter tragen konnte und in einer Schlucht versteckt hatte, den Rest holen wollte. Kopflos fing er an zu laufen, als die Askari auftauchten, und verriet damit sich und die Kiste.

„Wo sind die Sachen? Gestehe, sonst . . .!“ Umsonst ist alle Liebesmühe! Nichts ist aus dem verstockten Sünder herauszubringen, trotz so mancher eindringlicher und doch wortloser Ermahnung. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als ihn vor den Schum zu schleppen. Der wird ihn schon beichten lehren. —

Auf dem Dorfplatze in einer Zaunecke ist die Gerichtsstelle, dicht daneben eine Lehmgrube, aus der gegenwärtig

das Baumaterial — der häckselversetzte Tschika*) — für die neue Kirche gewonnen wird. Halbnackte Sklaven sind an der Arbeit, auf einem Stück Rinde oder zusammengebundenen Zweigen den Lehmbrei zum Neubau zu tragen. Abessinische Aufseher sitzen plaudernd unter dem Schatten einer Schirmakazie. Sie führen ein beschauliches Dasein, und es macht ihnen sichtlich Vergnügen, andere arbeiten zu sehen.

Noch weiss man nichts von dem Diebstahl. Doch schon kommen die Diener des Schum gelaufen mit den Teppichen für die Gerichtsherren. Damit wird es lebendig im Dorfe; aus allen Hütten eilen die Bewohner herbei. Einer ruft es dem andern zu: „Eine Dania (Gericht) gibt es mit einem Ferenki!“

Der Schum erscheint mit den Dorfältesten und Richtern. Von der anderen Seite fast gleichzeitig meine Leute mit dem Missetäter. In wenig Augenblicken hat sich der Dorfplatz mit Neugierigen und Gaffern gefüllt. Ueber Mangel an Oeffentlichkeit können wir uns also nicht beklagen!

Der hohe Gerichtshof nimmt auf den ausgebreiteten Teppichen, ich auf dem Corpus delicti — der Kochkiste — Platz. Dann zeige ich den „Kaiserbrief“. Es kann nicht schaden. Die hohen Herren nehmen es vielleicht hiernach mit ihren richterlichen Pflichten genauer.

Die Verhandlung beginnt. Der Dieb, in Ketten geschlossen, wird vorgeführt. Es ist ein Sklave, stammend aus dem Negerlande im Süden. Ein erbärmliches, feiges Menschenkind, das vor Angst fahl geworden ist trotz der schwarzen Haut. Meine Leute sagen aus, wo und wie sie ihn erwischt hätten. „Wie kommst du dort hinunter in die Quellenschlucht? Du wohnst doch oben im Dorfe?“ fragt ihn der Richter. „Ich wollte baden,“ lautet die Antwort. Allgemeines Gelächter. Eine dümmere Ausrede hätte der Bursche nimmer finden können. Der Schmutzfink hatte sicher seit Monaten kein Waschwasser gesehen. Und nun auf einmal dieser Reinlichkeitstrieb am frühen, kalten Morgen! Der Schum hält ihm seine Lüge vor, und eindringlichst fragt er nochmals: „Was tatest du dort unten in der Nacht?“ „Ich schlief bei einer Frau.“ „Gut! Bei wem?“ Der Bursche nennt sie. Auf den Wink des Schum verschwinden zwei

*) Lehmbrei.

seiner Leute, die Bezeichnete zu holen. Der Bursche aber wird in einen entfernten Winkel der Lehmgrube geführt. Dort kann er nicht hören und sehen, was weiter geschieht.

Die Zeugin erscheint, zeternd und geifernd über die Gewalt, die man ihr antut. Doch hilft alles nichts. Sie wird vor den Richter gezerrt und muss Rede und Antwort stehen. Ein schmutziges, altes Weib. Sie bestätigt seine Aussage, fügt aber hinzu: „In der Nacht noch ist er fortgegangen.“ So rächt sie sich für seinen Vertrauensbruch.

Er ist der Dieb. Unzweifelhaft. Ein jeder ist davon überzeugt. Auch der Richter. Und doch zögert der Schum immer noch mit dem Urteilsspruch! Er, der sonst nur allschnell bereit zu verdammen, er ist heute so unsicher und schwach! Warum nur? Da fällt es mir wie Schuppen von den Augen: der Dieb ist ja ein Sklave des allmächtigen Priesters hier im Dorfe, des von Menelik bestellten Bischofes! Darum also das Zögern, darum der Widerwille, gegen den Burschen vorzugehen! Auch hier steht also die geistliche Macht über der weltlichen.

Doch ich will mein Recht unter allen Umständen. „Rufe den Bischof! Ich befehle es dir, sonst geht morgen ein Bote zum Kaiser.“ — Man berät, man zaudert; ich aber bleibe fest. Schliesslich schickt man zu dem Kirchenfürsten, ihn vor Gericht zu bitten. Die Angst vor Menelik ist eben doch noch grösser, als die vor dem Allgewaltigen am Berge.

Der hohe Herr lässt uns lange warten. Endlich erscheint er. Mit grossem Gefolge, mit Gewehr- und Schildträgern kommt er von seinem Gibi herab. Der Ferenki soll gleich von Anfang sehen, mit wem er es zu tun hat! Bewegung kommt in die Massen, ehrfurchtsvoll machen die Gaffer Platz, das Volk neigt sich vor seinem Hohepriester.

Mit unfreundlichen, kalten Blicken mustert der Priester den anmassenden Fremdling, der es gewagt, ihn aus seiner Ruhe zu stören. Ich danke ihm in gleicher Weise. Kein Gruss wird gewechselt, wir sind bittere Feinde.

Mit dem Erscheinen eines Höheren war der Schum ein anderer geworden. Der vor wenigen Augenblicken noch so hochfahrende Mann war klein, ganz klein geworden. Er kroch förmlich in Ehrfurcht und Demut vor dem geistlichen Würdenträger und breitete ihm den eigenen Teppich zum Sitze.

Der Priester lässt sich nieder, nach orientalischer Sitte die Beine kreuzend. Er ist noch verhältnismässig jung und macht mit seinem kalten, stechenden Blicke durchaus keinen sympathischen Eindruck. Auch sonst nicht durch sein Aeusseres. Man könnte nicht gerade behaupten, dass der Kirchenfürst übermässig viel darauf gegeben hätte. Der ehedem weisse Baumwollstoff seiner Beinkleider hatte längst die Farbe gewechselt, der schwarze Beamtenmantel war fadenscheinig und zerrissen, die hohe, turbanartige Priestermütze mehr als schmutzig. Auch hinsichtlich seiner Hautfarbe hegte ich den begründeten Verdacht, dass sie nach einem heftigen Platzregen sich wohl lichter gestalten würde. Nachlässig spielt die Linke mit einem schlecht vergoldeten Kreuze, einer minderwertigen Ziselierarbeit, während die Rechte mechanisch den weiss und violett gestreiften Fliegenwedel bewegt. Noch immer hat er kein Wort an mich gerichtet, noch keine Entschuldigung gefunden, dass einer seiner Diener mich bestohlen.

Ich habe Eile und will der Sache ein Ende machen. „Dein leibeigener Sklave hat mein Eigentum genommen, gib also d u es mir wieder zurück oder ersetze es.“ Man sieht es dem Priester an, wie unangenehm ihm die Sache ist. Wie gerne hätte er des Sklaven Schuld bestritten, wenn nicht die anderen alle so felsenfest davon überzeugt gewesen wären! So war also in dieser Hinsicht nichts zu machen; denn nur allzu feinfühlig sind die Schwarzen im Punkte der Gerechtigkeit! Vielleicht aber gesteht i h m, dem H e r r n, der Dieb, wo die Sachen versteckt sind? — Ein neues Kreuzverhör beginnt. Mit Milde und Güte, mit List und mit Drohungen versucht's der Priester. Umsonst. Der Bursche gesteht nichts, wimmernd und winselnd leugnet er die Tat. Begreiflich für den, der die drakonischen Strafen kennt, die in Abessinien auf den Diebstahl gesetzt sind! Der glühende Brand auf der Stirne ist das Mindeste, schwere Verstümmelungen noch nicht das Aergste. Kein Wunder also, wenn ein Eingeständnis fast nie zu erlangen ist.

Meine Sachen darf ich also wohl ruhig verloren geben. Den Schaden aber soll man mir wenigstens ersetzen! 28 Thaler verlange ich nach genau gestellter Rechnung. Vom Zahlen nun scheint der Priester erst recht kein Freund

zu sein. Er überhört meine Forderung und schlägt als letztes Mittel den „Lebascha" vor. Es ist dies ein in Abessinien viel geübtes und in grossem Ansehen stehendes Verfahren, den Dieb zu ermitteln oder gestohlenes Gut wieder aufzufinden. Einem noch unschuldigen und an dem betreffenden Tage völlig nüchternen Knaben wird ein berauschendes Getränk, über dessen Zusammensetzung strengstes Geheimnis bewahrt wird, eingeflösst. Nicht lange dauert es, so ist der Lebascha, d. i. „Diebessucher", in eine Art Delirium ver-



Der Dieb von meinen Leuten gefesselt.

setzt, währenddessen ihm überirdische Kräfte zugeschrieben werden. „Er sieht und findet, was dem Menschen sonst verborgen bleibt." Stürzt sich nun der Lebascha in seinen Krämpfen auf eine der Personen, die ihm in den Weg kommen, so „ist" dies der durch Gottesurteil gerichtete Dieb! Oder es gilt der als überführt, in dessen Hütte sich der Knabe zum Schlafe niederlegt! „Noch sicherer" sei der Lebascha in Wiederauffindung des gestohlenen und versteckten Gutes. Wahre Wunder weiss man davon zu erzählen! Schade, dass ich die Gelegenheit versäumte, dieses

berühmte Ermittlungsverfahren in eigener Sache kennen zu lernen. Es wäre zum mindesten hochinteressant gewesen. Doch sah ich in meiner Erbitterung darin lediglich den nutzlosen Hokuspokus, der mich nur noch einen Tag kostete. Denn morgen erst hätte man damit beginnen können. Musste doch der Knabe nüchtern sein.

Den Vorschlag des Priesters weise ich darum schroff zurück. „Sofort will ich die Entscheidung, ich will reisen und zwar heute noch. Meine Sachen gib mir zurück oder das Geld dafür!" Der Priester ist in grosser Verlegenheit. Das eine kann er, das andere will er nicht geben, und doch muss etwas geschehen, das fühlt er. Es sind zuviel Leute da, die seinen Spruch erwarten. Er sinnt und grübelt, dann hat er den Ausweg gefunden. „Nimm den Dieb, tue mit ihm, was du willst." So lautet seine Entscheidung.

Das Gericht ist zu Ende. Der Schwarm der Gaffer hat sich verlaufen, wir aber eilen zum Lager zurück, den uns zugesprochenen „Leibeigenen" in der Mitte. — Was nun mit dem Burschen anfangen? An Arbeit hätte es ja im Lager nicht gefehlt, wer aber garantierte, dass der Gefangene nicht bei der ersten Gelegenheit entlief? Da täte wahrlich not, einen eigenen Wächter zu bestellen!

Der Befehl zum Abmarsch ist gegeben. Rasch sind die Zelte abgebrochen, die Tiere herangetrieben, das Packen beginnt. Der „Sklave" ist uns nur hinderlich. Ich muss, dieweilen meine Leute alle Hände voll zu tun haben, wohl oder übel seine Bewachung selbst übernehmen. Das war ein netter Ersatz für mein gestohlenes Gut! Schon überlege ich, ob ich ihm nicht gleich den Laufpass geben sollte, da naht eine Priesterschar. Wollen sie zu mir, oder führt sie der Weg nur zufällig vorüber? Nicht lange sollte ich im Zweifel sein. Mit tiefen Bücklingen kommt der Anführer auf mich zu und überreicht ein Schriftstück mit dem Siegel des Hohenpriesters. Also doch! Man scheint sich besonnen zu haben. „Bitte, komme in mein Haus, ich will dir den Schaden zahlen." So lautet der Brief. Das war ein annehmbarer Vorschlag.

Flink klimmt mein wackeres Maultier den steilen Pfad zum „bischöflichen Palais" hinauf. Die Priester voraus, fast immer im Laufschritt. Es sind berggewohnte, sehnige Ge-

stalten. Vor einem mit hohem Zaune umgebenen Gehöfte wird haltgemacht. Das Gibi des Bischofs. In der Anlage genau wie die Burgen der weltlichen Grossen. Drei, vier Höfe, ein jeder für sich abgeschlossen und mit palisadenartigem Zaune umgeben. Im Zentrum das Wohngebäude. Für den Feind erst dann zugänglich, wenn die Höfe einzeln genommen sind. — Es scheint im Lande hier alles streitbar zu sein, sogar die Gottesmänner.

Der erste, der mich empfängt, ist der Schum des Dorfes. Also auch hier hat er dem geistlichen Herrn Handlangerdienste zu leisten! Mich ekelt der Bursche geradezu an mit seiner jetzt fast kriechenden Ergebenheit, von der doch heute morgen so gar nichts zu merken war! Woher nur auf einmal dieser Umschwung bei ihm und seinem Herrn? War es besseres Einsehen, war's der „Kaiserbrief" im Hintergrunde? Ich weiss es heute noch nicht.

Vor dem Hauptgebäude erwartet mich, in einem teppichbelegten Nische sitzend, der Bischof. Ein ähnlicher Sitz ist für mich gerichtet. Die Priester, der Schum und das übrige Gefolge steht. Nun werden noch die Gaffer, die uns auf dem Fusse bis hierher gefolgt waren, zum Hofe hinausgeprügelt und die Türe geschlossen. Die Verhandlung kann beginnen. — Wie rasch erledigen sich doch Geschäfte unter „guten Freunden"! Anstandslos wird mir das Geld in harten Talern aufgezählt, ich aber schicke sofort zum Lager zurück, den Dieb, des Hohenpriesters wertvolles Arbeitstier, nach hier zu holen.

Inzwischen möge ich doch herein in sein Haus kommen und einen kleinen Imbiss zu mir nehmen, drängt mein neuer „Freund" in mich. — So armselig hätte ich mir wahrlich die Behausung des „Allmächtigen am Berge" nicht vorgestellt. Ein einziger dunkler Raum, in den nur durch die halbgeöffnete Tür das nötige Licht eindringen kann. Mehr Beleuchtung ist auch nicht nötig, denn nichts ist in der weiten Halle zu entdecken als Schmutz und Unrat aller Art auf dem aus Lehm gestampften Boden. Erst wenn sich das Auge ein wenig an die Dunkelheit gewöhnt hat, kann man in einer Nische das „Meublement" entdecken. Zwei niedere Schemel und eine tragbare, aus Holz und Lehm gefertigte Feuerstelle, auf der die Aschenreste von Wochen her angesammelt sind. Das ist alles.

Ein nach ranziger Butter duftendes, altes Galla-Weib braut den Kaffee. Bevor wir trinken, muss sie selbst einen Schluck nehmen. So will es die Sitte in dem Lande, in dem das Gift noch immer eine Rolle spielt. Natürlich nippt die „Holde“ aus meiner Tasse! Uebrigens war der nach türkischer Art gekochte und an Stelle des Zuckers mit Honig versetzte Kaffee vorzüglich. Die Bohne im Lande hier ist von hervorragendem Aroma, man kann sie getrost mit den besten Sorten der Welt vergleichen.

Stimmen ertönen im Hofe draussen. Die Tür wird aufgestossen und der gefesselte Dieb hereingeschleppt. Ich öffne das Schloss der Ketten und übergebe den Sklaven seinem früheren Herrn. „Was wirst du mit ihm tun, um wieder zu deinem Gelde zu kommen?“ frage ich. — „Morgen wird der Lebascha mir helfen, die versteckten Sachen aufzusuchen.“ — „Wenn er sie aber nicht findet? Was tust du dann?“ — „Nun dann wird der Dieb angebunden und erhält die grosse Peitsche, solange bis er gesteht.“



Zwergakazie am Fusse des Soquala.

Auf dem Marsche nach dem Süden.

Wohin der Marsch ginge, hatten mich meine Leute am Tage, bevor wir von Addis-Abbeba auszogen, gefragt. Ich konnte es ihnen selbst nicht sagen. Nach dem Süden wollte ich ziehen und womöglich das Gebiet des Rudolfsees erreichen, das war zunächst das einzige, worüber ich mir einigermassen klar war. Alles andere würde sich auf dem Marsche dann wohl von selbst ergeben. Auf diese Weise konnte ich die Gelegenheiten ausnützen, wie sie sich boten, und ersparte mir die Enttäuschung, wenn es mal anders ging, als projektiert war.

Gar viel des Interessanten hatte ich über den Süden Abessiniens gehört. Von grossen Waldungen wusste man zu erzählen, von wertvollen Edelhölzern, von wilden Kaffeebäumen, von goldführenden Flüssen und dann gar von Elefanten und anderem Grosswilde. Zumal unten am Rudolfsee! Ja, wenn man den erreichen könnte! Doch sind es gegen siebenhundert Kilometer dort hinunter und die Zeit nur allzu beschränkt. Drei Monate noch, dann begann die grosse Regenzeit. Bis dahin mussten wir wieder zurück sein, oder wir riskierten, dass der hohe Wasserstand der Flüsse den Rückweg versperrte und die durchweichten Böden ein Vorwärtskommen unmöglich machten.

Klein war die Karawane, die ich führte: nur elf Leute. Aly, der Boy, Koch und Dolmetsch in einer Person sowie Bulali, der zur Not geschulte Präparator, vertraten den Stamm der Somali; die übrigen waren Amharen, nämlich die fünf Askari zum Schutz der Karawane und die vier Maultierleute. Nur allzu klein erschien den Freunden in Addis-Abbeba die Truppe. Doch blieben die Leute gesund, so waren es

genug und hatte die Karawane den Vorzug grosser Beweglichkeit. Nichts hindert und verleidet das Reisen mehr als überflüssiger Tross, zumal im wasserarmen Afrika.

Auf gut Glück hin hatten wir eine der vielen nach dem Süden ziehenden Karawanenstrassen gewählt. Wie sie sich nannte und durch welche Landschaften sie zog, wussten wir lange Zeit nicht, und die Karten gaben darüber erst recht keinen Aufschluss. Es war schliesslich auch ziemlich gleichgültig. Die Richtung des Weges wies nach dem Süden,



Richtig bepacktes Maultier.

fast ohne Abweichung nach dem Süden, und das war für uns die Hauptsache.

Mit grosser Regelmässigkeit vollzieht sich in den ersten Wochen der Marsch auf der Strasse und das Leben in der Karawane. Bei Tagesanbruch ertönt der Weckruf. Die Zelte werden abgebrochen, verschnürt und fertig gemacht, das Frühstück in Eile eingenommen, um die Leute im Packen nicht aufzuhalten. Die Maultiere und Esel, denen man inzwischen noch ein wenig Weide gegönnt hatte, müssen eingefangen und gesattelt werden, dann endlich beginnt das

Beladen der Tiere, des Tages unangenehmste Arbeit. Es gehört grosse Geschicklichkeit, Gewandtheit und Kraft dazu, richtig zu laden. Denn es hängt gerade hiervon unendlich viel für die Marschleistung sowie die Gesundheit der Tiere ab. Nichts darf übersehen, nichts übereilt werden, will man nicht während des Marsches die schlechtesten Erfahrungen machen. Eine wahre Geduldprobe für den Expeditionsleiter. So wird es denn täglich nahezu sieben Uhr, bis die Karawane sich in Marsch setzen kann; reichlich spät an heissen Tagen. In gleichmässigem Tempo geht es dahin, fünf bis sechs Stunden, bis eben wieder ein geeigneter Lagerplatz gefunden ist. Die sonst so heikle Wasserfrage berührt uns vorerst wenig. Ueberall ist Wasser in den Rinnsalen oder Regenlachen zu finden. Hat doch hier oben im Hochlande die kleine Regenzeit schon begonnen, und vergeht kein Tag, ohne dass der Himmel seine Schleusen einmal öffnet. Auch an guter Weide für die Tiere ist kein Mangel; nur Holz fehlt, und zwingt uns dieser Umstand, mitunter die Nähe menschlicher Ansiedlungen als Lagerplatz zu wählen, um von den Eingeborenen gegen ein paar Gras-Patronen — dem allbeliebten Zahlungsmittel — einen Arm voll Holz einzuhandeln.

Das Land der Gurage war das erste, das wir durchquerten. Ein Hochland von durchschnittlich 2000 m Meereshöhe. Die Bewohner sind fleissige Leute und durchaus friedfertigen Charakters. Das zeigt schon die erste Begegnung. Die schwere Lanze und der runde Schild, an deren Anblick wir uns im Danakil-Lande so gewöhnt hatten, dass wir uns die Eingeborenen kaum ohne sie vorstellen konnten, sind verschwunden. Ein einfacher Stock ist die Bewaffnung des Bauern, und sieht man hier und da mal eine Lanze, so deutet die Form des Schaftes und der Schneide mehr auf Zierat und Putz, als auf eine kriegstüchtige Waffe hin. Wozu auch? Man hätte ja hier gar nicht einmal Gelegenheit, die Waffe am Feinde zu erproben. Liegt doch das Land fast vor den Toren der Hauptstadt, und wehe dem Friedensstörer im Machtbereiche des Negus! Des Kaisers eiserne Faust zerschmettert ihn schon nach der ersten Missetat.

Ackerbau und Viehzucht steht in Blüte und hat der fleissigen Bevölkerung zu einem gewissen Wohlstande verholfen. Es sind eben hier nicht nur gute Produktions-

bedingungen, sondern auch — eine Ausnahme in Abessinien — ebenso gute Absatzmöglichkeiten gegeben.

Addis-Abbeba verbraucht gar viel, viel mehr, als es selbst erzeugen kann. Die ganze Umgebung, in weitem Umkreise, liefert zur Hauptstadt und findet dort immer willige



Phot. Dr. Scheller-Steinwartz

Galla-Weib aus dem Gurageland.

Abnehmer für ihre Produkte. Tagtäglich kann man Hunderten von schwer beladenen Maultieren und Eseln begegnen, die des Bauern Erzeugnisse zu Markte bringen.

Ein grosser Reichtum des Landes liegt in seinem Viehstande. Die herrlichen Buckelrinder! Nie habe ich schöneres Vieh gesehen. Ein wenig kleiner als unser einheimischer

Schlag, doch prächtig gebaut, elegant gehörnt und ein Fell wie Samt. Die schwarzblauen sind die schönsten. Es ist ein Vergnügen, über das glatte Samtfell zu streichen. Sie sind das ureigenste Zuchtprodukt der Natur und der freiesten Weide, wie sie freilich nur die unermesslichen Steppen Afrikas gewähren können. Nur die Euter sind noch klein, das ist das einzige, was des Menschen „regulierende Hand“ vermissen lässt.

Der erste Sonntag auf dem Marsche soll ein Rasttag sein. Mit besonderer Sorgfalt wird daher tags vorher der Lagerplatz gesucht. Aratber nennt sich die Landschaft, in der wir lagern. So sagte uns wenigstens ein Galla, der mit seinen Ziegen vorüberzog. Auf der Karte war natürlich wieder nichts zu finden, es war dort alles anders als in Wirklichkeit. Ich gebe es allmählich auf, mich nach diesen Phantasiezeichnungen orientieren zu wollen, und wenn ich dann und wann doch nochmals einen Blick hineinwerfe, so ist es nur, um mich noch mehr davon zu überzeugen, dass der Kartograph niemals in dem Lande gewesen, das er so schön beschreibt.

Von weiter Ferne grüsst immer noch des Soqualas Kuppe zu uns herüber; zum letzten Male hoffentlich. Seines Anblickes sind wir längst überdrüssig geworden. Zeigt er doch nur allzu offenkundig, wie langsam wir vorwärts kommen. Dabei geben die Menschen und Tiere ihr Bestes. Die Wege aber sind durch die täglichen schweren Gewitter zum Teil schon in recht schlechter Verfassung. Die Tiere sinken bei jedem Schritte bis über die Fesseln in die aufgeweichte, zähe Lehmmasse, oder sie gleiten an den abschüssigen, glatten Stellen aus und ermüden so über Gebühr. Wie beschwerlich mag da erst der Marsch während der richtigen, der „grossen“ Regenzeit sein! Wir hatten an der „kleinen“ schon völlig genug. Jede Nacht ein Gewitter, das oftmals bis zum späten Morgen dauert und an Heftigkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Unter Blitzen und Donnern stürzen schwere Wassermassen hernieder, dass in wenigen Augenblicken alles überflutet ist. Mit ohrenbetäubendem Geräusche prasseln die Regenschauer auf das Zeltdach, der Sturm rüttelt an den Planen und tobt mft einer Heftigkeit, dass man sein eigenes Wort nicht mehr ver-

steht, und es unmöglich ist, mit Rufen durchzudringen. Resigniert begibt man sich in sein Schicksal und hofft nur noch, dass das Zelt dem Sturme widerstehen möge, und so wenigstens das Nasswerden von oben erspart bleibt. Am Morgen dann immer die Folgen der schlimmen Nacht: die Menschen durchnässt und frierend, die Tiere schlecht ausgeruht, das Futter verdorben, die Zelte vor Nässe triefend und schwer. Das sind noch die kleineren Leiden der in der Regenzeit marschierenden Karawane. Wer sie nicht kennen gelernt hat, weiss gar nicht, wie schwer es mitunter in Afrika zu reisen ist.

Auch in der Nacht zum Sonntag*) ist wieder ein heftiges Gewitter niedergegangen. Bis früh 6 Uhr hatte es ununterbrochen angehalten und den Leuten nur wenig Ruhe gelassen. Vom Blitz geblendet, hatten sich zwei Maultiere losgerissen und waren in die stockfinstere Nacht hineingestürmt; nur einem Zufalle war es zu verdanken, dass es bei dem Wüten der Elemente gelang, ihrer wieder habhaft zu werden. Gleich darauf fegte ein übermächtiger Windstoss eines der Zelte hinweg, und zu guter Letzt noch wurde das aufgestapelte Gepäck durch die den Hang herabschiessenden Wassermassen gefährdet. So war denn alles herzlich froh, als endlich der Morgen graute und nach einiger Weile das immer lichter werdende Gewölk den baldigen Durchbruch der Sonne verhiess. Wie wohl empfanden Mensch und Tier die ersten wärmenden Strahlen! Die so gefürchtete Sonne Afrikas hatte in letzter Zeit ihre Schrecken für uns verloren; wir hatten sie mehr ersehnt als verwünscht. So sollte es noch lange bleiben. Immer kalt und nass!

Vor dem Zelte sitze ich beim Frühstück. Der Sturmnacht ist ein klarer Morgen gefolgt, und die zunehmende Wärme erweckt bald das Gefühl einer gewissen Behaglichkeit. Die Leute haben sich ihrer durchnässten Kleidungsstücke entledigt, um sie zum Trocknen auszubreiten, und tollen inzwischen wie die Kinder in der Morgensonne, die erstarrten Glieder zu erwärmen. An den grasreichen Hängen unfern des Lagers weiden die Maultiere, denen der heutige Rasttag nach den schweren Märschen und schlechten Nächten der letzten Woche doppelt zu gönnen ist.

*) Sonntag, 4. April 1909.

Eine herrliche Aussicht, wohin man den Blick wendet. Vor allem auf die gegen Osten tief unter uns liegende Seenkette. Des Zuais ausgedehnte Wasserfläche in nordöstlicher Richtung, des Laminas und Aftschadas waldumrahmte, felsige Buchten vor uns im Grunde. Dort unten war es, wo der leider allzufrüh aus dem Leben geschiedene Carlo v. Erlanger vor einem Jahrzehnt nach dem Süden zog. Er brachte zum ersten Male richtige Kunde von dieser interessanten Seenkette und schuf sich einen Namen, wie er klangvoller und makelloser in Afrikas Erforschergeschichte wohl kaum mehr besteht.

Der Tag ist zu schön heute, um bloss im Lager zu rasten. Nicht allzuweit unter uns liegt ein langgestreckter Wiesengrund, dessen frisches Grün mit Schilf und Röhrichtpartien abwechselt, um schliesslich in Moor und Sumpf überzugehen. Hier gibt es sicherlich Wasserwild und Sumpfvögel in Menge; darum auf zum fröhlichen Jagen!

In mehreren Terrassen führt der Abstieg hinab, stellenweise so steil, dass es gegenseitiger Unterstützung bedarf. Hatten wir geglaubt, in spätestens zwei Stunden die Talsohle zu erreichen, so war dies wieder einmal eine gründliche Unterschätzung der Entfernung. Mehr Zeit hatten wir schon gebraucht und waren erst am Rande der letzten und steilsten Terrasse angelangt. Zu unseren Füssen das gelobte Land. Ueberall, wohin das Auge blickt, Herden von Buckelrindern, Schafen und Ziegen, dazwischen auf flachen, vor Ueberschwemmung hinreichend gesicherten Erhebungen die strohgedeckten runden Lehmhütten der Gurages. Von unserem hohen Standpunkte aus sieht alles so zierlich aus, wie die Figuren an der Weihnachtskrippe. Da hatten wir freilich noch weit hinunter, und was für einen Abstieg! Ein Glück nur, dass wir in den Wänden einen Schafsteig fanden, dem wir folgen konnten, sonst wären wir wohl niemals hinunter gekommen.

Aufschnaufend stehen wir endlich im Grunde und blicken zurück auf die fast senkrechten Felsenhänge, die wir glücklich hinter uns hatten. Von unten sah sich die Kletterpartie womöglich noch schlimmer an und mir bangte jetzt schon vor dem Rückwege.

Es ist eine liebliche Landschaft, in der wir stehen. Frische, grünende Wiesen, überstellt mit vereinzelten gelbblühenden Akazien, in deren Zweigen verliebte Tauben gurren. Frühling ist es hier unten, alles atmet Ruhe und Frieden. Wir kommen an einer armseligen, vom Winde zerzausten Hütte vorüber. Ein halbwüchsiges, unbekleidetes Gurage-Mädchen, mit dem Rücken uns zugewendet, ist eifrig bei der Arbeit, die unzähligen Risse und Fugen der Lehmwand zu dichten. Sie bemerkt unser Kommen gar nicht,



Ein halbwüchsiges unbekleidetes Gurage-Mädchen ist eifrig bei der Arbeit, die Lehmwand zu dichten.

bis wir dicht bei ihr stehen. Mit lautem Aufschrei lässt sie den „Baustein", den sie eben mit soviel Liebe und Verständnis aus Lehm und Viehdung geknetet, fallen und flüchtet kreischend durch die niedere Türe in die Hütte. Ein schmutzstarrendes, altes Weib wird in der Türspalte sichtbar, daneben der dicke Wollschädel eines Burschen. Wir winken ihn heran, um ihn als Führer zu gewinnen; er soll uns zeigen, wo die meisten Vögel sind. Ein Stück Abudjiti — der allbeliebte billige Baumwollstoff amerikanischer Herkunft —

wird ihm als Lohn versprochen. Der Lockung vermag der Bursche nicht zu widerstehen. Freilich war's auch kein überflüssiger Luxus mehr für ihn. Sein Hüftentuch bedurfte dringend der Erneuerung; es war schon recht schmal und fadenscheinig geworden.

Mit Geschick führt uns der Bursche durch schwankende Moor- und Sumpfpartien. Er weiss, wo was zu holen ist, und zeigt rührenden Eifer. Nur kann er nicht begreifen, warum ich so selten schiesse. An Wild fehlt es doch wahrlich nicht, es wimmelt geradezu von Wasservögeln aller Art! Hier der wundervolle Edelreiher, der bei unserem Nahen zum „Pfahle" erstarrt und stets darauf bedacht ist, rechtzeitig das Weite zu suchen, dort die tölpischen Löffelreiher ohne Scheu und Vorsicht. Auf nasser Wiese froschende Abdimstörche, daneben endlose Scharen von Brachvögeln, Sumpfschnepfen und andern Stelz- und Watvögeln. Gänse und Enten in grosser Zahl und Artenreichtum auf den Wasserflächen, dazu ein paar riesige Pelikane, die in einem schmalen Rinnsal mit Eifer und Geschick dem Fischfang obliegen. Das interessanteste Bild noch am Schlusse. Ein paar Kraniche sind es, die am Wiesenrande gravitätisch daher stolzieren. Ich glaubte von weitem, es mit Menschen zu tun zu haben, so mächtig sind diese Vögel. Mehrmals gehe ich sie an, um sie zum Auffliegen zu bringen. Sie müssen dazu jedesmal erst einen tüchtigen Anlauf nehmen, dann aber geht's mit lautem „Geschnatter" flott dahin. —

*

Süd-Süd-West ist die Richtung, die wir tagaus, tagein marschieren. Die Morgensonne trifft alltäglich in gleichem Winkel die linke Wange, und die Schatten der vor mir schreitenden Askari wandern stets in gleicher Weise von der rechten nach der linken Seite. Mit grosser Zähigkeit hält der Karawanenweg die einmal aufgenommene Richtung ein, ungeachtet der oft leicht zu vermeidenden Gegengefälle oder anderer Terrainschwierigkeiten. Hinauf, hinunter, durch dick und dünn, aber immer geradeaus! Ist dies einmal ganz unmöglich und zwingen Wasserläufe oder Berge, von der

Marschrichtung abzuweichen, so ist man nach Umgehung des Hindernisses sofort wieder ängstlich bemüht, auf den alten Kurs einzubiegen.

Auf der Strasse herrscht, solange wir noch nicht allzuweit von der Hauptstadt entfernt sind, ein lebhafter Verkehr. Tagtäglich begegnen wir grösseren oder kleineren Karawanen, die hierzulande ausschliesslich aus Maultieren und Eseln bestehen. Sie alle ziehen schwerbeladen zur Hauptstadt. Bald ist es Kaffee aus den südlichen Provinzen, der



Maultiere mit Elfenbein beladen auf dem Wege zur Hauptstadt.

in Addis-Abbeba verhandelt werden soll, bald ein grobes, schweres Gewebe, für Schamas bestimmt, aus dem Wolamolande, bald wieder Elfenbein aus dem Süden des Reiches.

Nur selten wird ein Gruss zwischen den Karawanenleuten — den Nagadi — gewechselt; meist eilen sie, ohne sich gegenseitig auch nur eines Blickes zu würdigen, aneinander vorüber. Freilich haben sie bei Begegnungen auf den teilweise recht schmalen Saumpfaden auch nicht viel Zeit für überflüssige Höflichkeitsbezeugungen übrig, sie haben

gerade genug zu tun, dafür zu sorgen, dass die dicht vorbeipassierenden Tiere sich nicht gegenseitig die Lasten herabstreifen. Da und dort muss der Nagadi eingreifen, bis er seine Schutzbefohlenen glücklich durch die „gegnerische" Karawane hindurchbugsiert hat. Dabei geht es ohne ein wildes Gehaste niemals ab. Der Dienst der Karawanenleute ist überhaupt ein schwerer, namentlich auf dem Marsche. Bald ist ein Tier seitwärts ausgebrochen, bald bedarf die Verschnürung der Lasten einer Nachhilfe, bald



Die Nachhut einer abessinischen Karawane.

wieder ist eine Packung mitsamt dem Sattel herabgeglitten. Flink muss zusammengegriffen und fix gearbeitet werden, um die inzwischen weitermarschierende Karawane nicht aufzuhalten. Im Trabe geht es dann wieder hinterdrein, den verlorenen Abstand aufzuholen. „Hit — Hit!" (Geht — Geht!) Dabei sausen klatschend die langen Stöcke auf des Tieres Flanken.

Das Land der Gurage ist zu Ende, das der Wutella beginnt. Dem Wanderer fällt zunächst der andersgeartete Bau ihrer Hütten auf. Das Lehmfachwerk ist verschwunden,

langhalmiges Stroh bildet das ausschliessliche Material für Dachung und Wände, die ohne Absatz ineinander übergehen. Die Hütten sind höher geworden und stehen dicht beisammen. Sie gleichen in der Form fast unseren Bienenkörben und haben wie diese auch nur einen einzigen niederen Zugang, der Türe und Fenster ersetzt. Kein wehrhafter Dornenzaun umgürtet die Siedlung, frei und offen steht sie inmitten lieblicher Landschaft. Wozu auch diese hemmenden Schranken? Sind doch die Menschen hier herum alle friedlich und die Löwen längst aus der Umgebung verschwunden. Es ist kein Platz mehr für ihr Räuberleben, seit es der Bewohner so viele geworden sind.

Ackerbau und Viehzucht ist auch hier des fleissigen Bauern Beschäftigung und Lebensunterhalt. Wohin man sieht, überall Flächen bearbeiteten Landes. Die Bodenkultur ist sichtlich eine intensivere als in den bisher durchwanderten Landstrichen. Der eisengespitzte Pfahl, das vielgebrauchte rohe Werkzeug zum Umbrechen des Bodens, hat einer gabelförmigen Haue Platz gemacht, ab und zu sieht man sogar rohgezimmerte Holzpflüge mit Gespannen von Buckelrindern. Durrah, Mais, Gerste und andere Sorten Getreide werden gebaut, gedeihen prächtig und reifen in unglaublich kurzer Zeit heran. Was könnte hier bei sachgemässer Landwirtschaft erzeugt werden! Freilich nur erzeugt, denn abzusetzen ist so gut wie nichts. —

In Berbere-oha, einem der grössten Plätze des Landes, ist eben Wochenmarkt. Der Marktplatz ist vor dem Dorfe gelegen und von schattenspendenden Bäumen umsäumt. Im Astwerke einer weitverzweigten Sykomore hat man kunstlos und schlecht eine wackelige Strohhütte angebracht, zu welcher ein schräggestellter, astiger Baumstrunk den Zugang als kunstlose Leiter vermittelt. Während des Marktes thront hier oben der von Menelik bestellte ancharische Zöllner, der von den zum Markte gebrachten Waren mit mehr oder weniger Willkür Abgaben „für den Kaiser“ und nicht zum mindesten für die eigene Tasche erhebt.

Der Markt beginnt erst gegen Nachmittag, denn gar weit ist für manche Besucher der Weg. Viele Stunden kommen sie über die Berge gezogen und müssen mit Tages-

anbruch schon auf den Beinen sein, um noch rechtzeitig einzutreffen. Meist sind es Weiber, die schwerbepackt daherkeuchen. Ist es einmal ein Mann, der selbst seine Produkte zum Markt bringen will, so hat er sie sicherlich einem Esel aufgeladen. Dafür gehört er aber auch zum stärkeren Geschlecht!

Mehr und mehr Besucher kommen, und noch immer nimmt der Zuzug kein Ende. Der geräumige Platz ist fast zu eng für die Menge Menschen, die sich hier in wenigen Stunden zusammengefunden haben. Ueberwiegend sind die Weiber vertreten, die auch fast ausschliesslich die Kaufgeschäfte erledigen. Der Mann spielt den vornehmen Zuschauer, der den Markt mehr des Zeitvertreibes halber besucht, als um dort zu arbeiten. Nachlässig auf „stutzerhaft" leichte Lanzen gestützt, stehen die „Herren der Schöpfung" plaudernd beisammen oder machen einen Bummel über den Markt und kokettieren dabei mit den aus Flechtwerk hergestellten Sonnenschirmen.

Eine gewisse „Marktordnung" ist unverkennbar und drückt sich schon in der räumlichen Trennung der einzelnen „Branchen" aus. In geschlossenen Gruppen — jede Branche gesondert — kauern die Verkäuferinnen auf dem Boden. Ihre Herrlichkeiten haben sie vor sich auf roh gegerbten Fellen oder Bananenblättern ausgebreitet, mitunter auch in Binsenkörben oder Ledersäcken aufgestapelt. Ausgeboten werden vor allem landwirtschaftliche Produkte, wie Kaffee, Mais, Durrah, Berberi, dann auch Butter, Eier und lebende Hühner, die zu zweien oder dreien an den Füssen zusammengebunden hilflos am Boden zappeln. Viel gehandelt wird ferner mit Kossus, „der Medizin" des Abessiniers, die ihm nach übermässigen Völlereien und sonstigen Magenverrenkungen unentbehrlich ist. Das schwere Wolamotuch, das die malerische Schama liefert, wird nur von den zugewanderten Abessiniern begehrt. Die Eingeborenen selbst bedürfen keines Tuches. Für sie genügt ein roh gegerbtes Fell um die Hüften, das die einheitliche Toilette der beiden Geschlechter darstellt.

Eine neue Art von Kleingeld lernen wir hier kennen: ein roh geschmiedetes, im stumpfen Winkel gebogenes Eisenstück. Zehn solcher gehen auf einen Mariatheresien-

taler, manchmal elf, manchmal auch nur neun, wie eben gerade der Kurs steht. Dabei ist der wirkliche Wert dieses Eisenstückes vielleicht nicht einmal 2 Pf.! Wohl besteht neben dieser Scheidemünze auch noch der Piaster (Mahallek), doch wird er hier nur mehr von den Aufgeklärteren genommen. Es lohnt sich auch nicht mehr, ihn einzuwechseln, denn er ist sehr teuer geworden. In Dirre-Daua und Harrar bekommen wir 16 Piaster für den Taler, in Addis-Abbeba nur mehr 14, im Guragelande 12 und hier gar nur noch 10 Piaster! Die leidige Währungsfrage in Abessinien! Nicht nur die Unsicherheit des Kurses ist es, die die Handelsgeschäfte erschwert, sondern vor allem auch die Verschiedenheit und Beschaffenheit des „Kleingeldes". Neben dem Piaster haben wir auf dem relativ kurzen Marsche als weitere „Münze" noch die Gras-Patrone, die Salzstange und nun gar das Winkeleisen kennen gelernt. Zu den in die Augen springenden Nachteilen derartiger Zahlungsmittel kommt noch, dass der Handelswert dieser kleinsten „Münze" an und für sich einen immer noch viel zu hohen Betrag darstellt, der sich den kleinen Bedürfnissen der Eingeborenen nicht anpasst. Die Folge davon ist, dass so mancher Kauf unterbleibt und der Handel leidet. Die Währungsfrage zu sanieren, wäre wahrlich für Abessinien eine der wichtigsten wirtschaftlichen Aufgaben. Ob das Land dazu freilich schon reif genug ist, mag dahingestellt bleiben. Man möchte es fast bezweifeln, zumal selbst Menelik eine Finanzreform nicht durchzudrücken vermochte, obwohl er es an Anläufen hierzu nicht hat fehlen lassen.

Wieder passieren wir eine Zollstation — Kela —, wieder betreten wir ein neues Land, wieder hat die Sprache gewechselt. Wir sind in Wolamo. Der Zöllner, der im Schatten eines Baumes neben der Strasse sitzt, ruft uns in herrischer Weise heran. Er will den Pass sehen. Ein giftig aussehender, herkulischer Bursche, der wie zum Nachdrucke seiner Aufforderung den kurzen, schweren Schlagstock in der Rechten spielen lässt! Wie oft wohl hat er damit arme Nagadi verprügelt aus reiner Willkür und Uebellaune! Natürlich nur, weil sie die Schwächeren waren. — Der Kaiserpass aber verfehlt auch auf diesen brutalen Zöllner

seine Wirkung nicht, und er bequemt sich sogar, aufzustehen, bis wir vorübergezogen sind.

War in den bisher durchzogenen Landstrichen die Viehzucht vorherrschend, so scheint in Wolamo der Ackerbau zu überwiegen, wenigstens insoweit man dies von der Karawanenstrasse aus beurteilen konnte. Die Weiden werden spärlich und man hat mitunter seine liebe Not, einen Lagerplatz zu finden, der den Tieren genügend Futter bietet. Frisch umgebrochenes, tiefschwarzes Land, wohin man blickt, dazwischen mit gewisser Regelmässigkeit hellgrüne Inseln: die Bananenpflanzungen der Eingeborenen, die als unerlässliches Zubehör die einzelnen Gehöfte umrahmen. Die Ensetbanane (Musa Enseta) ist hierzulande die unentbehrlichste Nutzpflanze geworden. Die kleinen ungeniessbaren Früchte sind so ziemlich das einzige der „Enzet", das der Eingeborene nicht verwertet; sonst aber auch alles: die langen Blätter als Pack- und Einwickelmaterial oder als Kleidungsstücke, die Bastfasern als Bindestricke, die jungen Sprösslinge als Gemüse und schliesslich noch das Stamminnere, das gekocht seine hauptsächlichste Nahrung bildet.

Weiter und weiter nach dem Süden führt der Marsch. Die uns begegnenden Karawanen werden immer seltener, denn in wenig Tagemärschen ist das „Kulturland" zu Ende. Dahinter aber ist es öde und leer. Nur nomadisierende Hirten noch, die, der Weide folgend, bald da, bald dort ihren Dornenkraal errichten. Sie haben nichts zu geben und zu nehmen, der Handel hat dort sein Ende erreicht. Die wenigen Karawanen, die, aus dem Süden kommend, uns noch begegnen, haben ihren Charakter gewechselt. Die Maultiere sind fast ganz verschwunden, lichtgefärbte Esel sind an deren Stelle getreten oder aber Träger aus den Negerstämmen im Süden. Zum ersten Male in Abessinien, dass wir den Mann als Lasttier sehen. Ein Fingerzeig für uns, dass die Tsetse-Zone nicht mehr ferne. Wie lange wohl noch, und wir müssen unsere Tiere zurücklassen, um sie nicht dem tödlichen Stiche der unheimlichen Fliege auszusetzen?

Karsamstag. Ein regnerischer, unfreundlicher Nachmittag ist es, als wir endlich am Fusse eines mächtigen Gebirgsstockes, den die Eingeborenen Damot nannten, einen

halbwegs brauchbaren Lagerplatz fanden. In der Absicht, für den Ostertag einen besonders guten Platz zu suchen, waren wir heute wählerischer gewesen, als sonst und an manchem Punkte vorübergezogen, der besser war, als der jetzige. Nur notgedrungen willigte ich ein, hier abzusatteln. Es musste aber sein, denn die Tiere konnten nicht mehr weiter; sie hatten heute schon acht Stunden Marsch hinter sich.

Mit leeren Händen kamen die Leute, die ich in die am Berghange gelegene Ortschaft schickte, um Lebensmittel einzuhandeln, zurück. Sie hatten die Hütten zum Teile verlassen und verfallen, die Felder verunkrautet, die Bananenpflanzungen verwildert gefunden. Es hatte, wie sie erfuhren, vor einiger Zeit Streit in der Dorfschaft gegeben, der schliesslich zu einer Trennung führte. Die besseren Elemente waren unter Führung des Ortsältesten fortgezogen und hatten sich jenseits des Gebirges wieder angesiedelt. Das Gesindel aber war zurückgeblieben und freute sich nun, der Mahner losgeworden zu sein. — Von solchen Leuten war freilich nichts zu erhoffen, weder um Geld und gute Worte, noch mit „Kaiserbrief“ und Drohungen. Wir mussten im Gegenteile sehr auf der Hut sein, dass wir nicht selbst bestohlen und ausgeraubt wurden. Die Wachsamkeit wurde verdoppelt. Vier Askari patrouillierten die Nacht über rings um das Lager und ihr monotoner Gesang setzte auch nicht einen Augenblick aus trotz des obligaten Gewittersturmes. Man sollte merken, dass wir auf Ueberraschungen gefasst waren.

Grau in grau der Ostermorgen. Schwere Gewölke hängen am Firmamente und haben des Damots Kuppe eingehüllt. Dabei hat sich als Folge des nächtlichen Gewitters ein richtiger Landregen eingestellt und trägt noch das Seine bei, den heutigen Rasttag möglichst ungemütlich zu machen. Für mich wenigstens. Meine Amharen aber denken anders; sie sind ausgelassener denn je. Ist doch heute die gefürchtete Fastenzeit zu Ende, und mit dem Ostertag der heissersehnte Fleischgenuss wieder gestattet! Fleisch durften sie wieder essen, zum ersten Male nach so langen Wochen! — F l e i s c h, des Abessiniers Leidenschaft, für das er seine Seele verkauft!

Wie sie emsig bei der Arbeit sind, die beiden Hammel, die ich zu diesem Behufe gespendet, abzutun und zu zerlegen! In wenigen Augenblicken schon beginnt die Völlerei. Sie nehmen sich nicht Zeit, zu kochen und zu braten, solange wenigstens nicht, bis der erste Fleischhunger gestillt ist. Kauend und schmatzend sitzen sie im Kreise herum. Die Linke hält den noch warmen Fleischfetzen an einem Ende, die Zähne fassen das andere Ende, bis der mit der Rechten dicht an der Nase vorbeigeführte Schnitt einen saftigen Bissen nach dem anderen abtrennt. Der eine Hammel ist auf diese Weise rasch erledigt, der andere wäre wohl auch in kürzester Zeit denselben Weg gegangen, wenn nicht die Besonneren die Kochtöpfe geholt und das noch vorhandene Fleisch zugesetzt hätten, um so den Genuss noch zu erhöhen und zu verlängern.

Das ist der Schwarzen Osterfeier. Ich aber sitze bei dem unfreundlichen Wetter fröstelnd im Zelte und schreibe. Da kommt Besuch: ein Elefantenjäger, der mit Gefolge sich naht, den Ferenki zu begrüssen. Er ist aus dem Stamme Tigre im hohen Norden des Reiches und hat den gewaltigen Marsch nicht gescheut, um in Borana*) Elefanten zu jagen. Viel Elfenbein hat er erbeutet, soviel, dass er es zum Teil vergraben musste, um es später mit frischen Tieren zu holen. Freilich gehört nur die Hälfte ihm, die Hälfte aber dem Kaiser, der dafür den Jagdbrief gegeben. Denn frei ist in Abessinien die Jagd nur auf anderes Wild, nicht aber auf den Elefant. Der ist kaiserliches Reservat.

Viel wusste der Tigrener von Dickhäutern, von Gefahren und Strapazen zu erzählen, und voll des Stolzes pries er seinen Mut und seine Schiesskunst. Wir sollten heute abend in seine Hütte kommen, dort würde getanzt und der Sieg gefeiert, dort würden wir von seinen Heldentaten hören.

Es regnet noch immer, als schon des Abends Schatten die düstere Landschaft bedecken. Von weitem tönt Paukenschlag und Gesang zu uns herüber. Die Siegesfeier der Jäger hat begonnen. In Begleitung zweier Askari, die meine Gewehre tragen, geht es bei flackerndem Laternenlichte ins nächtliche Dunkel hinaus. Wir folgen dem Schalle durch

*) Landschaft im Süden Abessiniens.

dick und dünn, bis wir endlich vor einer Hütte stehen, aus deren spaltenreichen Lehmwänden Lichtschimmer dringt. Ehemals die „Residenz" des Häuptlings, war die Hütte, seit jenem Dorfstreite, verlassen und bot nun dem durchziehenden Jägertrupp willkommenes Obdach.

Man hatte uns schon erwartet und den bereits begonnenen Tanz wieder ausgesetzt, bis wir kamen. Ein rauchiger, mit einer Kienfackel nur allzu spärlich erleuchteter Raum umfängt uns. Mit Mühe vermag das Auge die einzelnen Gestalten zu erkennen, bis einer der Burschen ein Stück Kien auf die Glut wirft, die in lehmumkränzter Feuerstelle glimmt. Die flammende Helle zeigt uns des Tigreners Gefolge. Ein Dutzend verwegen aussehende Burschen, dazu vielleicht ebensoviele Weiber, die den Jagdzug nach dem Süden mitgemacht hatten.

Der Elefantenjäger begrüsst uns und bereitet mir ein Zebrafell zum Sitze. Er ist im Siegerschmuck. Goldene Ringe in den Ohrläppchen und das buttergefettete Haupthaar mit weissem Tuche umwunden! So schmückt sich in Abessinien nur der, so darf auch nur der sich schmücken, der im Kampfe gesiegt und getötet hat: sei es den verhassten Feind, sei es das wehrhafte Grosswild! Stolz prahlt er mit seinen Taten schon durch sein Aeusseres und sieht strenge darauf, dass kein Unberufener sich die so schwer errungenen Abzeichen beilege. Gilt doch der „Held" soviel beim Weibe!

Der Tanz beginnt. Digaie, des Tigreners augenblicklich Erkorene, schlägt die Trommel; das Instrument, das die Schwarzen in Verzückung und Raserei versetzt. Mit Leidenschaft ist das hübsche, üppige Weib bei der Sache. Ist sie doch heute die „reiche" Frau, die Vielumworbene, dreht sich doch heute alles um sie. Die Wochen der Not und Gefahren sind vorüber, die des Ueberflusses und der Liebe harren. Der Gedanke daran allein berauscht sie schon. Schneller und schneller fallen die schlanken Finger auf die gespannte Eselshaut, die dunklen Augen blitzen in wilder Gier, der ganze Körper arbeitet!... Illillillill...! Sie schreit's hinaus in ungezügelter Lust. Dem schlanken Burschen gilt es, dem Vorsänger und Tänzer. Der aber hat nur Sinn für

seine Kunst. Bald ist es der plumpe Elefant, den er karikiert, bald der listige Jäger; bald sind es ernste, bald heitere Szenen aus dem Jägerleben, die er zum besten gibt. Im Takte patscht der Chor dazu in die Hände und fällt in den Gesang ein, wenn es gilt, den Refrain zu wiederholen. Ein halbwüchsiger Knabe, der, um besser zur Geltung zu kommen, sich auf die erhöhte Schlafstelle des Hausherrn gestellt hat, schwingt über der Gruppe der



Abessinischer Marktplatz mit der Hütte des Zolleinnehmers.

Tanzenden als Siegestrophäe einen getrockneten Elefantenschweif. Alles ist in Erregung, alles in Bewegung. Nur einer nicht: der Elefantentöter. Er spielt den „Blasierten“ und thront mit affektiertem Gleichmute auf seinem erhöhten Sitze. Namenlose Eitelkeit hat ihn befangen. Will er doch dem Ferenki zeigen, wie sehr er über dem tollenden „Volke“ erhaben sich fühlt, will er doch glauben machen, dass er ein Grosser, ein Sieggewohnter sei, dem derartige Huldigungen nur alltägliches bieten.

Wilder und wilder wird der Tanz. Die Atmosphäre in der engen, rauchigen Hütte wirkt drückend und berauschend zugleich. Mit einem Male kann man die Ekstase der Tanzenden begreifen, man könnte selbst mitmachen, man patscht im Takte in die Hände, man wiederholt den Refrain! Eine Art Taumel, der uns umfängt.

Der schlanke Bursche aber tanzt und singt. Nicht mehr dem Herrn zuliebe in gelernter Pose, ihr zu gefallen ist sein Sinnen, ihr allein noch gilt sein leidenschaftlicher, wilder, schöner Tanz. Digaies blitzende Augen haben gesiegt.

Mit wilder Lust schlägt sie die Trommel, und gellend ertönt ihr triumphierendes illillillill!

Auf unbekannten Wegen.

Drei Wochen schon waren verstrichen, seit wir Aethiopiens Hauptstadt verlassen hatten! Drei Wochen schon zogen wir nach dem Süden, in langweiligem, wenig abwechslungsreichem Marsche! Fast immer das gleiche Bild: Viehweiden und Äcker, dazwischen die Hütten der Eingeborenen, einzeln oder in kleinen Dorfschaften zusammenstehend. Von Wild noch immer keine Spur; es sei denn, dass man die Perlhühner, die tagtäglich die Suppe liefern mussten, als solches bezeichnen möchte. Eine trostlose Zeit für den Jäger.

Die Schwarzen waren hinsichtlich der jagdlichen Aussichten merkwürdig kleinlaut geworden. Die „berühmten" Reviere im Süden, von deren Wildreichtum sie anfänglich gar nicht genug zu erzählen wussten, schienen, je mehr wir uns ihnen näherten, um so mehr aus ihrem Gedankenkreise zu entschwinden. Seit einer Woche schon hörte man nichts mehr vom „Suhon" (Elefant), vom „Ambassa" (Löwe), vom „Auraris" (Rhino)! Sonst der tägliche Gesprächsstoff bis zum Ueberdrusse. Die phantasiereichen Burschen fühlten mein wachsendes Misstrauen sehr wohl und hüteten sich, mich noch mehr zu reizen.

Datschinokela! So nannte mir Aly, der Boy, das kleine umfriedete Bergdorf, neben dessen Palisadenzaun wir nach achtstündigem, anstrengendem Marsche am 12. April nachmittag das Lager bezogen. Datschinokela? Mir war es, wie wenn ich den Namen schon gehört hätte. War das nicht der Platz, den uns der Tigrener Elefantenjäger ge-

nannt hatte? Von hier aus sollten wir doch die hochgelegene grosse Karawanenstrasse verlassen und den tief unten im Grunde führenden Saumpfad wählen? Dort sei noch Wild zu finden, vielleicht sogar Büffel?

Hatte der Tigrener nicht so gesprochen? „Es ist so, Herr! Doch der Weg ist gefährlich für Mensch und Tier. Schlechte Menschen wohnen dort unten. Dazu wird die Fliege*) unsere Tiere töten. Kein Weisser ist noch diesen Weg gekommen.“ Was schadet's. Ich will schiessen, endlich einmal schiessen. Die solange zurückgedämmte Jagdleidenschaft meldet sich mit dopeplter Kraft. Darüber müssen alle anderen Bedenken zurückstehen. „Morgen also geht es hinunter. Melde es der Karawane!“

Nur ungern überbringt Aly diesen Befehl. Er weiss, dass damit bei den Leuten keine Ehre aufzuheben sei. Sie wären natürlich alle lieber die grosse Karawanenstrasse gezogen. Da brauchten sie für nichts zu fürchten, konnten tagtäglich Lebensmittel kaufen und nicht allzuselten galante Abenteuer mit willigen Dorfschönen erleben. Dort unten aber nur Mühe, Entbehrung und Gefahr!

Heftig gestikulierend bestürmen sie Aly, er solle den Herrn umstimmen. Der Somali aber bleibt fest, und ehe es sich der Hauptschreier versieht, hat er von dem schlanken Burschen eine Tracht Prügel abbekommen. Heulend sucht er das Weite, stolpert dabei über eine Stalleine und schlägt mit seiner ganzen Länge in eine Regenpfütze. Zum Gaudium der andern. Alles lacht, die Situation ist gerettet. Keiner denkt mehr an Widerstand.

Der Nachmittag vergeht mit Vorbereitungen. Mehl muss gekauft werden, dann Berberi, Fett und so manches andere, da die Karawane für die nächste Zeit ganz auf sich selbst angewiesen ist. Die Reserve-Säcke aus Ziegenleder werden hervorgeholt und ausgebessert, die Packsättel geflickt, die Riemen gefettet, kurz, alles nochmals nachgesehen und gerichtet. Stumpfsinnig sehen die beiden jungen Gallaweiber, die eines Morgens vor einem unserer Zelte hockten, ohne dass ich wusste, wie sie hergekommen waren, den Vorbereitungen zu. Ihre Zeit ist um, das fühlen sie. Dort unten

*) Tsetse.

in der Wildnis ist kein Platz mehr für Weiber. Wortlos schnüren sie ihr Bündel und sind verschwunden, ehe man es sich versieht. Leichtfertige Karawanenweiber, die wohl bald schon anderweitigen Anschluss gefunden haben! Können sie doch Brot backen, waschen und noch so manches andere, worauf der Nagadi Wert legt.

Auffallend still ist es abends im Lager. Selbst der geschwätzige Bulali ist heute verstummt. Die Aussicht auf die kommenden Tage hat die sonst so übermütige Schar recht kleinlaut gemacht. Kein Schaden übrigens für meine Nachtruhe.

Schwerer Regen am Morgen, als wir den steilen Abstieg antreten. Mit grösster Vorsicht müssen die Tiere über die schwierigsten Stellen gebracht werden; mitunter ist es nötig, ihnen die Lasten abzunehmen und den Leuten streckenweise aufzuhalsen. Die braven Muli vermögen's nimmer. Dabei setzt der Regen immer dichter, der Sturm immer wilder ein. Man sieht kaum auf wenig Schritte und versteht sein eigenes Wort nicht mehr. Triefend vor Nässe stehe ich endlich als erster unten im Grunde. Allmählich kommen die Tiere mit ihren Lasten herab. Erschöpft und zerschunden, doch ohne Verlust.

Wir müssen lagern, wo wir stehen; Mensch und Tier sind mit ihren Kräften zu Ende, dazu hat Aly wieder einen schweren Fieberanfall und vermag sich nicht mehr auf den Beinen zu halten. Wir betten ihn an windgeschützter Stelle. Der arme Kerl hat Schüttelfrost und friert trotz Burnus und Decken, die über ihn gehäuft werden. Ein Glück nur, dass der Regen bald nachlässt und die Sonne durchkommt. Es hätte sonst wohl noch mehr Kranke gegeben. Nichts verträgt der Schwarze weniger als Frost und Nässe.

Langsam geht am nächsten Tage der Marsch von statten. Der Boden ist aufgeweicht, die Tiere sinken bis über die Knöchel ein und vermögen nur mit Mühe die Hufe aus dem zähen Schlamm zu ziehen.

Die Landschaft hat gewechselt, die Vegetation ist eine andere geworden. Oben die baumlose Hochebene, Gras und Kräuter noch im Winterschlafe, hier unten bewaldete Hügel mit frisch grünenden Matten.

Endlich die erste Wildfährte. Eine grosse Antilope, die den Weg gekreuzt hat. Die Fährte ist zu alt, sie zu verfolgen, doch ist sie deshalb nicht minder willkommen. Die erste sichere Kunde, die ich vom Wilde seit Wochen erhalten. Der Abdruck im Lehmboden kann mich nicht, wie die Schwarzen, belügen, ich kann und darf ihm glauben. Die Fährten mehren sich. Bald sind es die stattlichen Kuh-Antilopen, bald die zierlichen Ducker, bald wieder Riedböcke, die hier vor kurzem oder langem vorübergezogen waren. Endlich also Wild, endlich einmal Arbeit für die Büchse. War es auch kein Grosswild, so war doch einmal der Anfang gemacht und die lange Fastenzeit vorüber. Vielleicht hat der Tigrener auch mit den Büffeln recht? Man glaubt ja so gerne, was man hofft! Dann war ja mit einem Male alles gut, dann wollte ich nicht mehr klagen über den langen, entbehrungsvollen Marsch! Wie rasch sich die Stimmung ändert, wenn gutes Weidwerk, gute Gehörne winken. Jägerfreuden, Jägerleiden. Ich sollte sie noch beide genugsam kennen lernen.

Am nächsten geeigneten Platze wird Lager geschlagen. Wir brauchen nicht lange zu suchen, ist doch überall Regenwasser zu finden, dazu Holz und Weide in Menge. Es duldet mich nicht mehr länger im Sattel. Die Jagd soll beginnen, und zwar sogleich; ich habe nunmehr lange genug gedarbt.

Ein herrliches Pürschterrain, just wie bei uns. Wären der fremdartige Wald, die tropische Flora nicht, man könnte sich in deutsches Hügelland versetzt glauben, die Gegend hat nichts Afrikanisches an sich, sondern zeigt ganz den Charakter heimischer Mittelgebirgslandschaft. Hier ein grösseres Gehölz mit einspringenden Wiesengründen, dort zwischen kahlen Felskuppen hochragende Nadelhölzer, deren windzerzauste Gipfel von Stürmen der Jahrhunderte zu erzählen wissen. Dann und wann ein murmelnder Quell, ein glitzerndes Bächlein. Nie hätte ich geglaubt, solches Land in Afrika zu finden.

Heimische Gegend, heimisches Wild. Heute wenigstens erscheint es mir so. Aehnelt denn nicht der Ducker unserem Reh, der Wasserbock unserem Hochwilde und passt nicht

auch der Riedbock so gut in diesen Rahmen, zumal in eine so sehr an die Heimat erinnernde Landschaft? Nur die Kuhantilopen stören. Ihr Habitus schon ist gänzlich ungewohnt, ausgesprochen exotisch, dann noch gar ihre Zählebigkeit! Sie lehrten mich beim ersten Zusammentreffen schon, dass ich es mit afrikanischem Wilde zu tun habe, und dass es ein Fehler ist, sich, wie bei uns, mit einer gut sitzenden Kugel zu begnügen. So lange noch Leben im Stücke und noch eine Kugel im Laufe ist, so lange heisst es schiessen. Auch das ist weidmännisch. Andere Länder, andere Sitten; daran muss man sich eben gewöhnen.

Vier Tage waren wir, dem schmalen Pfade folgend, weiter gezogen. Wir erlebten nicht viel Neues, höchstens, dass der Weg streckenweise vollkommen verwachsen war, was dann immer einen kürzeren oder längeren Aufenthalt zur Folge hatte, bis mit Axt und Messer die Hindernisse beseitigt waren. Die vorkommenden Antilopenarten blieben die gleichen und boten bald kein Interesse mehr. Sonst war jagdlich nichts los. Büffel konnten nur „alt" gefährdet werden, zudem fehlte das grössere Raubwild gänzlich. — Also hiess es wiederum weiter nach dem Süden. So lange, bis wir endlich Wild gefunden! Einmal musste es ja kommen. Eher wollte ich nicht umkehren.

Wenn wir nur wenigstens einem menschlichen Wesen begegnet wären, das uns näheren Aufschluss hätte geben können! Umsonst war unser Hoffen all die Tage her gewesen, jemanden zu treffen. Kein Eingeborener liess sich sehen, sei es, dass sie bei unserem Erscheinen sich unbemerkt entfernt hatten, sei es, dass die Gegend überhaupt unbewohnt war. Nur einmal begegneten wir zwei nackten Burschen, die, vor sich hindösend, unser Näherkommen ganz übersehen hatten und nun nicht mehr ausweichen konnten. Der Schreck darüber war ihnen in die Glieder gefahren. Sie schlotterten förmlich vor Furcht und wussten all unsere Fragen nur mit einem angstverzerrten Grinsen und dem landesüblichen Grusse „Sarro, Sarro" zu beantworten. Dabei beugten sie sich tief zur Erde und berührten den Boden mit der Stirne. So blieben sie knieen, bis wir vorüber waren. —

Es hat entschieden einen grossen Reiz, Gegenden zu bereisen, von denen man vorher nichts gehört hat. Man lebt in steter Spannung und Erwartung, ist bald befriedigt, bald enttäuscht und hat jedenfalls den Vorteil, dass man nicht im voraus schon weiss: „morgen wird es noch schlechter". Niemand kennt von der Gegend mehr, als er gerade sieht, niemand kann sagen, was die kommenden Tage bringen werden. Ein Schritt ins Ungewisse, der immer seine Anziehungskraft hat!

Wir hatten bis jetzt für unseren Marsch nichts zu fürchten gehabt. Wasser gab es mehr als genug, Holz im Ueberfluss und Weide, wohin das Auge blickte. Die räuberischen Horden, von denen man uns erzählt, lebten wohl mehr in dem Gehirne der Feiglinge als in Wirklichkeit, sonst hätten wir wohl einmal mit ihnen Bekanntschaft gemacht. Es blieb aber alles ruhig. Nur die Ttetse war es, vor der wir allmählich bange hatten. Sie soll in den meisten Niederungen des Südens Abessiniens zu Hause sein. Jeder Tag konnte uns also das erste Opfer bringen.

Ein breiter, dichter Streifen hoher Bäume in der Ferne sagt uns, dass wir einem grösseren Wasserlaufe nahen. Werden wir ihn wohl passieren können? Nach den letzten regenschweren Tagen ist es immerhin zweifelhaft. Dann mussten wir uns zum mindesten gefasst machen, tagelang zu warten! Nette Aussicht!

Was ist das? Weibergekreisch? Dazwischen wieder scheltende männliche Stimmen? Ganz deutlich tönt es vom Flusse her! Endlich also wieder einmal Menschen! Gottlob, nun konnten wir fragen, wo wir waren und wohin der Weg weiter führte. Sie sollten mir Red und Antwort stehen.

Im Trabe geht es mit Aly hinunter zur Furt. Welch fesselndes Bild! Eine grosse Karawane durchquerte soeben den reissenden Fluss. Zum Teil sind Menschen und Tiere schon diesseits gelandet und stehen in dichtem Haufen beisammen, uns den Zutritt zum Ufer versperrend. Viel Sklavenvolk aus dem Süden — „Schankella"*) — wie der Abessinier all diese ihm fronenden Negerstämme verächtlich be-

*) „Schwarze". Aus dieser Bezeichnung geht deutlich hervor, dass der stets zur Ueberhebung neigende Abessinier sich selbst nicht für schwarz hält!

zeichnet, ist darunter. Sie sind natürlich die ersten, die durch den Fluss mussten; so eine Art Versuchskarnickel. Geht es dabei schief, so ist der Verlust nicht gross und man kann sich für die folgenden Transporte vorsehen. Die armen Schankella! Wie sie frierend im nassen Schilfe beisammen stehen! Die Männer völlig nackt, die Weiber nur mit einem Gürtel aus Pflanzenfasern angetan. Dabei die Angst vor der Peitsche, die sie zittern lässt, sowie der Herr sich naht. Bedauernswertes Los, Sklave eines Abessiniers zu sein!

Lautes Gekreische vom jenseitigen Ufer her! Man ist eben daran, das „Wertvollste“ und „Unentbehrlichste“, das sind die abessinischen Weiber, durch das reissende Wasser zu befördern. Die besten und stärksten Maultiere sind an der Arbeit, begleitet zu beiden Seiten von kräftigen Männern. Im Sattel sitzen die Holden nach Herrenart und halten in sicherem Griffe die Bügel mit der grossen Zehe. Furcht kennen sie nicht. Lachend und schreiend geht's hinein in die aufspritzende Flut. Was schadet's, wenn man ein wenig stromabwärts getragen wird und mit dem nassen Elemente Bekanntschaft macht. Nur die Mähne nicht loslassen, dann kann nichts geschehen! Bald fassen die braven Tiere wieder festen Fuss, und mit wenig Sätzen ist das sichere Ufer erreicht.

Als letzter landet der Führer der Karawane, ein herkulischer Abessinier, der wohl zehnmal das Wasser durchquert und immer eingegriffen hatte, wenn es not tat. Er ist Schum von Schangama und einer der beliebtesten Unterführer des mächtigen Detjas Lamma, der seit Monaten schon schwer krank in Addis-Abbeba liegt. Vor wenig Tagen nun hatte der kranke Fürst Botschaft geschickt und den Vertrauten zu sich befohlen; so schnell als möglich. Abends erst war der Eilbote im Schangama-Dorfe eingetroffen, am andern Morgen schon war die Karawane bereit, zur Hauptstadt aufzubrechen. Eile tat not, vielleicht lag Lamma schon im Sterben! So kam es auch, dass der Schum trotz des Widerspruches seiner Leute den so verpönten unteren Weg als den kürzesten wählte.

Er war nicht wenig erstaunt, einem Ferenki hier zu begegnen. Ohne Not, meinte er, ziehe niemand den Weg und namentlich nicht, wie wir, ohne Führer!

Wir konnten nun wenigstens einmal erfahren, wo wir waren und wohin es weiterginge. Noch seien wir im Gofa-Lande, hiess es, doch in zwei Tagen schon kämen wir nach Bako, dem Lande des Detjas Pyrrhu. Von diesem Herrn hatten wir schon gerade genug gehört. Freilich nichts Gutes: ein grausamer Despot, der sich selbst vor Menelik nicht beugte. So ward er uns beschrieben.



Uebergang über den Masi . . . die beiden Esel machen den Schluss.

„Ich werde dir mit meinen Leuten über den Masi-Fluss helfen. Das Wasser ist reissend und du kennst die Furt nicht.“ Dankbar nehme ich das Anerbieten des freundlichen Schum an, der es sich nicht nehmen lässt, mit eigener Hand mein Reittier zu leiten. Der Gischt umbrandet den Bug des starken Tieres. Doch wankt und weicht es nicht um Haaresbreite und hält mit sicherem Tritte die Furt. Erst die letzte tiefe Rinne, als es den Boden unter den Hufen verliert, wird es schwimmend abwärts gerissen, doch schon

greifen kräftige Hände zu, mir zu helfen und zerren „Ross und Reiter“ das steile, schilfbedeckte Ufer hinan.

Die Lasttiere folgen, die beiden Esel machen den Schluss. Um sie hatte ich am meisten Sorge. Doch die wackeren Leute liessen nicht los, und bald waren auch unsere braven „Haia“ glücklich gelandet.

Nun ging's ans Trocknen der Lasten, ans Putzen der Gewehre und Waffen. Es war so ziemlich alles nass geworden; doch schien ja heute die Sonne. Da konnte es nicht fehlen.

Unsere Karawane bekam erwünschten Zuwachs. Mehrere Leute des Schangama-Schum hatten ihren Herrn zum Masi begleitet, um beim Durchqueren des Flusses behilflich zu sein. Sie kehrten nun nach getaner Arbeit zurück und waren gerne bereit, sich uns anzuschliessen. Die Hoffnung jedoch, die ich hegte, durch diese landeskundigen Leute bessere Jagd zu finden, erwies sich als trügerisch. Auch sie konnten mir nichts anderes zeigen, als die sattsam bekannten Antilopen und alte Büffelfährten.

Wieder liegen zwei Tage anstrengenden Marsches hinter uns, das Land des Detjas Pyrrhu hat begonnen. Wir lagern unterhalb des Gebirgsdorfes Uba, der ersten menschlichen Ansiedlung, die wir seit mehr als einer Woche angetroffen haben. Trotz des neunstündigen Marsches wollte ich es mir doch nicht nehmen lassen, dem Dorfe noch einen Besuch abzustatten. Freilich hatte ich mich in der Entfernung bis dorthin gründlich getäuscht, sonst wäre die Unternehmungslust wohl nicht mehr so gross gewesen. Nahezu eine Stunde ging es in gutem Tempo einen steilen Pfad hinan, bis wir endlich oben standen!

Ein idyllisches Bergdorf, in flacher Mulde eingebettet, liegt vor uns. Etwa ein Dutzend runder Hütten, mit sauber gehaltenen, durch Flechtzäune getrennten Höfen. Auf überhöhtem Punkte thront das Gehöft des Schum. Es ist geschlossen. Der Schum war heute morgen zu Pyrrhus Residenz aufgebrochen, um den Tribut des Dorfes zu überbringen. Osman nennt er sich und ist aus dem Stamme der Senegal-Neger. Das war so ziemlich alles, was wir aus den stumpfsinnigen Dorfbewohnern herausbringen konnten. Sonst war mit ihnen nichts zu wollen. Eine Herde

Schafe, der man den Leithammel genommen, kann sich nicht hilfloser stellen. Auf alle Fragen hatten sie immer nur dieselbe Antwort: „Wir sollten warten, bis Osman zurückkäme.“ Nicht einmal Eier und Milch war zu erhalten. So sehr standen die Leute im Banne des abwesenden Dorfgewaltigen.



Bergdorf Uba.

Missmutig und hungrig geht es zum Lager zurück. Es dunkelt bereits, als ich im Scheine der lustig brennenden Feuer an mein Zelt trete. Dort erwartet mich eine neue Unannehmlichkeit. Ein Askar des Detjas Pyrrhu ist angekommen und will den Ferenki sprechen. Kaum im Lande, hat man uns also schon ausspioniert! Der Mann, den der Detjas schickte, ist mit ausgesuchter Sorgfalt bewaffnet; führt modernes Repetiergewehr amerikanischer Herkunft und

Browing-Pistole. Dazu ein reich geschirrtes edles Reittier. Offensichtlich will man uns imponieren.

Was er wolle, herrsche ich ihn an. Listig frägt der Bursche, ob ich einen Brief von Pyrrhu habe. „Du weisst es ja selbst, dass ich keinen habe. Doch habe ich den Kaiser-Brief. Sieh her und melde dies deinem Herren. Lasst mich in Ruhe, das rat ich Euch, „Pa Menelik!" — „Wie du willst, Herr!"

Ein tiefer Bückling noch, und schon trabt er ins Dunkel der Nacht hinaus.

Bei Detjas Pyrrhu.

„Wie du willst, Herr!“ hatte Pyrrhus Abgesandter gestern abend gesagt, als ich abgelehnt hatte, den mächtigen Detjas, dessen Gibi volle acht Stunden von hier hoch oben im Gebirge stand, zu besuchen. Der giftige Blick, den mir der Askar beim Abreiten zugeworfen hatte und der so gar nicht im Einklang mit seinen servilen Bücklingen stand, wollte mir nicht aus dem Sinne. Sollte Pyrrhu wirklich die Macht haben, mir diese Unhöflichkeit entgelten zu lassen? Ach was! Habe ich doch den Kaiserpass, und niemand im Reiche Meneliks darf es wagen, meine Reise zu hindern.

„Darum auf! Wir ziehen weiter nach dem Süden!“ Die Leute waren es zufrieden. Sie hatten kein Verlangen, den beschwerlichen Weg ins Gebirge hinauf zu machen und waren sichtlich froh, dass ihnen die Bekanntschaft des gefürchteten Mannes erspart blieb. Nur Aly hatte Sorge. „Pyrrhu ist böse, Herr, und Menelik gar weit von hier!“

Der heitere Frühlingstag war gar nicht dazu angetan, bangen Sorgen nachzuhängen. Bald war Pyrrhu vergessen, und frohen Mutes marschierten wir in die herrliche Landschaft hinein. Alles freute sich über den ersten schönen Tag, der uns seit Wochen geschenkt war, über den guten Weg und die vielen Wasserläufe, die den Pfad kreuzten!

Es war zu schön heute, um anstrengend zu marschieren. An dem nächsten geeigneten Platze wollten wir ins Lager gehen. Die Leute sollen einen Rasttag haben, sie verdienten ihn vollauf nach den schlimmen Märschen der letzten Tage.

Schankora nannte ein vorbeikommender Eingeborener den schilfbewachsenen Bach, an dem wir lagerten. Ganz in der Nähe, erzählte er, sei die Ansiedlung eines alten Arabers. Das nenne ich Glück! So ganz durch Zufall hatten wir also

eine im Walde versteckte Farm gefunden, die einzige im weiten Umkreise!

Kaum, dass die Zelte stehen, so drängt es mich schon, dort einen Besuch zu machen. Aly und ein Gewehrträger begleiten mich, die andern sollen ihren Rasttag haben. Auf verschlungenen Pfaden geht es durch dichten Wald, der die Siedlung vor neugierigen Blicken birgt. Nicht lange, dann beginnt die Lichtung. Mit Axt und Feuer war hier der Wald gerodet, mit Pflug und Hacke der Boden urbar ge-



. . . Die Farm des Arabers. Inmitten der Lichtung liegt die Siedlung . . .

macht worden. Mais- und Durrahfelder, Kaffee- und Baumwollpflanzungen sind zweckmässig angelegt und von Bewässerungsgräben durchzogen, in den Aesten der hohen Bäume hängen allenthalben die länglichen Bienenkörbe. Man sieht, hier wohnen fleissige, intelligente Menschen.

Inmitten der Lichtung liegt die Siedlung. Ein Dutzend runder, strohgedeckter Hütten, von denen das Herrenhaus sich lediglich durch seine Grösse unterscheidet. Der alte Araber ist scheinbar von unserem Kommen bereits unter-

richtet und erwartet mit seinen Söhnen den Ferenki vor der Hütte. Es ist ein ehrwürdiger Greis, der trotz des Misstrauens, das er offenbar dem unerwarteten Besuche entgegenbringt, die Formen der Gastfreundschaft nicht ausser acht lässt. Sklaven eilen auf seinen Wink herzu, unter dem schattigen Baume vor der Hütte ein rohgegerbtes Fell als Sitzgelegenheit auszubreiten, Dienerinnen bringen in grossen tönernen Krügen Tetsch*), den beliebten Honigwein, herbei. Man reicht mir einen bis zum Rande gefüllten, bedenklich schadhaften Emaille-Becher, den einzigen im Haushalte. Als ich zum Trunke ansetze, spannen zwei Sklaven mit abgewendetem Gesichte vor mir eine bereitgehaltene Schama aus, damit das neugierige Volk nicht Zeuge werde, wie der Ferenki in profanen Genüssen schwelge. So harren sie aus, bis der letzte Schluck getan ist.

Dann kommt Kaffee daran, der an Stelle des Zuckers mit Honig versetzt ist. Die köstliche Bohne ist Eigenbau und hat, im Holzmörser zerstampft, nichts von ihrem Aroma verloren. Aly und meine Gewehrträger bekommen auch eine Schale des duftenden Gebräus, die dritte henkellose Tasse kreist zwischen dem Alten und seinen Söhnen, die in lautem Schlürfen den Genuss zum Ausdruck bringen. Ganz allmählich nur will das Gespräch in Gang kommen; erst als Aly dem Alten auf alle Fragen Red und Antwort steht und ihm versichert, dass wir nichts Böses im Schilde führten und auch nicht von Pyrrhu geschickt seien, wird er zutraulicher. Er erzählt, dass er vor mehr als einem Jahrzehnt hierher gezogen sei, ursprünglich nur in der Absicht, Elefanten zu jagen. Mit den Dickhäutern aber sei es rasch abwärts gegangen; Pyrrhus Askari hätten jahraus, jahrein auf ihnen herumgeknallt, so dass es sich längst nicht mehr lohnte, der Elefantenjagd allein zu leben. So sei er Landmann geworden. Ich fragte nach sonstigem Wilde in der Gegend. „Nichts ist mehr da Herr,“ lautete die wenig tröstliche Antwort. „Nur ein Löwenpaar haust dort in dem Bergwalde. Du kannst sie jede Nacht hören, wenn sie herunterkommen. Bevor aber der Tag anbricht, sind sie längst wieder zurück.“

*) Alkoholreiches Gebräu, hergestellt aus Honig, Wasser und „Gescho“ (Rhamnus prinoides), dessen Blätter, Rinde und Wurzeln den Hopfen unserer Bierbereitung ersetzen.

„Können deine Söhne mich nicht begleiten, die Löwen zu suchen? Es soll sie nicht reuen!“ „Unmöglich, Herr, du hast keinen „Brief“ von Pyrrhu. Es möchte uns schlecht bekommen, würden meine Leute mit dir ziehen, ohne dass er es weiss und gutheisst!“

Nichts vermochte den Sinn des Alten zu ändern. Auch der Kaiserbrief nicht. „Hier unten ist Pyrrhu Kaiser, Herr! Wir dürfen nicht.“ Das war seine stete Antwort und dabei blieb es. Die Angst vor dem Gewaltigen beherrschte sie alle: Herren und Diener!

Wir wollen aufbrechen. Da bringt der Alte noch eine Bitte vor. Sein altes Perkussionsgewehr ist gebrochen, ich soll es ausbessern. Er muss mit ins Lager kommen, da hierzu Feile und Schraubstock benötigt wird. Sein Dank ist gross, als er die notdürftig geflickte Flinte wieder in Empfang nimmt, und leise, dass die andern es nicht hören, drängt er in mich: „Geh’ zu Pyrrhu, Herr, es wird sonst dir und den Deinen leid sein. Verrate mich aber nicht!“

Der Alte meinte es ehrlich, das fühlte ich. Er warnte uns, und wusste wohl aus Erfahrung, dass der eitle Tyrann eine Missachtung seiner Person niemals verzeihen würde. Da wäre es schliesslich Torheit gewesen, sich noch weiter zu sträuben. Freilich bedeutete der Besuch bei Pyrrhu, abgesehen von allem anderen, einen empfindlichen Zeitverlust. Zwei bis drei Tage musste ich rechnen, wenn es gut ging, vielleicht aber eine Woche und mehr. Doch es musste sein, darum sollte es gleich geschehen! Früh 3 Uhr wollten wir losreiten; ich, Aly und zwei der Schnellfüssigsten unserer Karawane.

Heiterer, sonniger Himmel am Morgen, schwarze Wetterwolken am abendlichen Firmamente! So war auch der Wechsel in unserer Stimmung heute. Die gute Laune, die Hoffnungsfreudigkeit von vormittag war dahin, Missmut und Sorge an deren Stelle getreten. Selten kommt eine Unannehmlichkeit allein. Während des Abendessens wird mir gemeldet, dass der „Falbe“, das beste Packmaultier, am Verenden sei. Wenige Minuten später ist es schon aus mit ihm. Tsetse natürlich! Mittag war das hübsche Tier noch frisch und munter auf der Weide getollt, jetzt ist es tot und

steif. Tränenden Auges steht der junge Nagadi dabei. Er hatte den Falben zu gerne gehabt; es war sein Lieblingstier gewesen!

Das Gewitter naht. Die ersten Regentropfen klatschen in immer kürzeren Zwischenräumen auf das Zeltdach. Wenige Augenblicke danach schon geht es los. Unter Blitzen und Donnern öffnet der Himmel seine Schleusen. Es schüttet, wie es eben nur in den Tropen schütten kann. Die Feuer erlöschen, tiefe Finsternis umfängt uns. Eine Stunde vielleicht mag das Unwetter gewütet haben, dann lässt der Regen allmählich nach. Die schweren Wolkenbänke am nächtlichen Himmel sind verschwunden, da und dort lugt schon ein vorwitziger Stern zwischen dem lichter werdenden Gewölke hindurch, des Mondes Silbersichel folgt und beleuchtet mit südlicher Kraft den überschwemmten Lagerplatz. Drüben aber vom Bergwalde tönt Gruss und Gegengruss des auf Raub ziehenden Löwenpaares herüber. Auch sie haben den ärgsten Regen abgewartet.

Der Wecker rasselt: 3 Uhr. Viel mehr als eine Stunde hat diese Nacht wohl keiner von denen, die mit zu Pyrrhu mussten, geschlafen. Was schadet's. Immer besser, in der Nacht marschieren, als bei Tage in glühendem Sonnenbrand. Mond und Sterne spenden Licht genug, den Weg bis Uba zurückzufinden, zumal wir ihn ja erst gestern gezogen waren. Im Trabe geht es durch die stille Nacht dahin. Die leichtfüssigen Askari, mit Gewehr und Tasche beladen, gaben den flott ausgreifenden Tieren nicht das Geringste nach; dabei ohne jegliche sichtbare Anstrengung. Sie unterhalten sich sogar noch während des Laufes. Beneidenswerte Burschen!

Die ersten Sonnenstrahlen treffen uns bei Uba. Als wir vorgestern dies ungastliche Bergdorf verlassen hatten, da dachte wohl keiner von uns daran, es je in seinem Leben nochmals zu sehen. Und heute müssen wir schon wieder den steilen Pfad hinauf, um dort einen Führer zu bekommen, der uns zu Pyrrhu bringen soll. Man soll eben nichts verreden.

Nach kurzem Aufenthalte geht es weiter. Unser kleiner Trupp hat sich um einen jungen Burschen aus dem Uba-

dorfe vermehrt, der für ganze fünf Gras-Patronen auf zwei Tage verpflichtet ward. Er sollte uns den kürzesten Weg zu Pyrrhu zeigen. — Schade, dass die Eile, die wir hatten und die ausserordentlichen Anstrengungen des Marsches uns nicht so recht zum Genusse der einzig schönen Landschaft kommen liessen. Imposante Gebirgsketten, dazwischen burgartige Ansiedelungen und sonstige interessante Einzelheiten! Einmal führte der Weg an einem flach geneigten öden Hange vorbei, auf dem, wie man mir sagte, vor einem Jahrzehnt noch eine blühende Handelsstadt gestanden habe. Nichts verrät heute mehr die Stätte menschlichen Glückes und Wirkens, als einzelne Mauerreste, die kaum merkbare Unebenheiten des völlig vergrasten Bodens darstellen. Meneliks Zorn hat diese Stadt hinweggefegt und dem Boden gleich gemacht im wahren Sinne des Wortes! Was die unglücklichen Bewohner verbrochen und was aus ihnen geworden ist, konnte ich nicht erfahren.

Steiler und steiler wird der Pfad. Dabei noch immer kein Ende. Ganz oben am Rande eines noch in weiter Ferne liegenden Bergrückens zieht ein schmaler lichter Streifen. Das ist der Weg, den wir hinauf müssen! Trostlose Aussicht. Wir haben alle schon mehr als genug, und scheint es mir schier unmöglich, heute noch dorthin zu gelangen. Von acht Stunden hatte man gefaselt! Bis jetzt waren es schon mehr, und wir hatten, weiss Gott, nicht gefaulenzt. Zwölf Stunden waren es wenigstens vom Lager bis zu Pyrrhu! Das mochte eher der Wirklichkeit entsprechen.

Mittag war schon längst vorüber, als wir endlich die Höhe erreichten. Ich hätte nie geglaubt, dass wir mit den müden Tieren und Menschen hinaufkommen würden, und jetzt, als wir oben standen, dachten wir gar nicht mehr an Müdigkeit. Sahen wir doch endlich in erreichbarer Nähe unser Ziel: das Gibi Pyrrhus!

Geschickt hat der Detjas den Platz gewählt, das muss man ihm lassen! Inmitten eines Hochplateaus, das nach drei Seiten von steilen Abstürzen begrenzt ist, ragt ein einsamer Hügel. Von Natur schon eine starke Festung. Dort baute Pyrrhu seine Burg. Mochte das geknechtete Volk sich gegen den Despoten auflehnen, mochten Feindesscharen von

aussen kommen, hier konnte er sie ruhig erwarten und mit blutigen Köpfen heimschicken.

3 Uhr morgens war es gewesen, als wir abgeritten. 3 Uhr nachmittags ist es, als ich durch das Palisadentor des äusseren Hofes trete. Türsteher und anderes Gesindel begrüssen mit tiefen Büklingen den fremden Besuch. Pyrrhu ist zu Hause, das sagt mir schon das herumlungernde Pack und die Schar der „vornehmeren" Schmarotzer, die hier im Lande noch mehr als sonst wo die Grossen umwedeln und nach den Knochen schnappen, die ihnen zugeworfen werden.

Man führt mich in die grosse Speisehalle, in der allwöchentlich einmal die „Abfütterung" des Volkes stattfindet. Ein niederer, aus rohem Gebälke gezimmerter Diwan, mit zerlumpten, wertlosen Teppichen belegt, ist das einzige Möbel in dem länglichen, kahlen Raum. Der lehmgestampfte Boden starrt vor Schmutz und Unrat noch vom letzten Mahle her. Ein Glück nur, dass die Hunde wenigstens mit den Speiseresten aufgeräumt hatten! Der Gestank wäre in dem dumpfen Raume sonst wohl noch weniger erträglich gewesen. Diener in schmutzigen Gewändern lungern überall herum, kommen und gehen, doch keiner bringt die Nachricht, dass mich der Detjas empfangen wolle. Ich werde ungeduldig. Aly fragt bald den, bald jenen „Hofbediensteten", was denn mit dem Detjas sei, warum er den Ferenki warten lasse. Lange dauert es, bis ein Geschwätziger plaudert: Pyrrhu schläft. „Mit der jungen Frau eines Soldaten", fügt er frech grinsend hinzu. Nette Aussicht für mein Warten! Doch ich habe Glück. Man hört Rufe draussen, und durch die offene Tür sieht man Diener hin und her eilen. Der Gefürchtete scheint sich gezeigt zu haben. Bald darauf kommt auch schon eiligen Schrittes einer seiner Getreuen und führt mich über den Hof in das Herrenhaus. Eine runde höhere Lehmhütte, deren einziges Gemach sich nur durch die Grösse und die Zahl der rohgezimmerten Holzsäulen von dem Wohnraum des gemeinen Mannes unterscheidet. Der mich führende „Hofbeamte" entdeckt im Halbdunkel der Hütte einen in einer Ecke schlummernden Burschen, der sich durch lautes Schnarchen verraten hatte. Ein wütender Fusstritt weckt den Schläfer aus süssen Träumen. Hageldicht fallen die Hiebe des elastischen Stockes

auf den armen Sünder nieder, der vor Schmerz brüllend unter dem Gelächter der anderen das Weite sucht. Gefühlsduselei scheint im Hause Pyrrhus nicht zu herrschen.

Inzwischen haben Diener zwei wacklige Feldstühle herbeigebracht, andere sind bemüht, einen alten Klapptisch englischen Fabrikates aufzustellen, wieder andere breiten vor den beiden Stühlen mehr oder weniger zerfetzte Teppiche aus. Der Detjas will anscheinend imponieren und dem Ferenki gegenüber als zivilisierter Fürst erscheinen. Wenn nur nicht alles so unsagbar schmutzig gewesen wäre! Mich schaudert's fast, als zum Schlusse noch der Tisch mit einer alten wollenen Bettdecke gedeckt wird, die von Fettflecken und anderem nicht wiederzugebenden Unrat starrt.

Der Detjas erscheint. So hatte ich mir den gefürchteten Tyrannen wahrlich nicht vorgestellt. Ein kleines, zierliches Männchen steht vor mir, das auf den oberflächlichen Beobachter vielleicht einen harmlosen Eindruck machen konnte. Der harte, grausame Zug aber um den Mund und das kalte tückische Auge sprechen eine andere Sprache. Verschlagenheit und Brutalität blicken daraus hervor. Darüber vermag auch das gezwungen liebenswürdige Lächeln, mit dem Pyrrhu mir die Hand reicht, nicht hinwegzutäuschen.

Ich zeige ihm den Kaiserbrief. Stehend liest der Detjas die kaiserliche Order, prüft das Siegel, dann kreuzt er die Arme über die Brust und verneigt sich tief. So will es der Respekt, den ein jeder Fürst dem Kaiser schuldet. Mit Verwundern seh' ich es. Pyrrhu war also doch nicht der Kaiserverächter, wie man mir gesagt, nicht der Alleinherrscher hier unten? Er stand also gerade so im Banne Meneliks und zitterte vor dem „Löwen von Juda" wie all' die andern im Lande. Hatte man mich belogen und zu einem Besuch genötigt, den ich mir gut hätte sparen können?

Des Rätsels Lösung sollte ich bald erfahren. Pyrrhu war ein anderer geworden binnen weniger Tage. Vor kurzem noch war ihm nichts heilig gewesen als sein eigenes „Ich". Er hatte gesengt, gemordet und geschändet nach Herzenslust. Gelacht hatte er, wenn die Aermsten sich in Todesangst wanden, und gehöhnt bei ihrem verzweifelten

„Pa Menelik!“ „Ruft doch eueren Menelik, er soll kommen und euch helfen. Ich bin hier Kaiser, ich ganz allein!“

Wer auch sollte es ihm wehren? Ihm, der tausende von Gewehren besass, der sich stark und unbesiegbar in seinem Gibi wähnte, der seiner Leute unbedingt sicher zu sein glaubte? Wer sollte es wagen, ihn zu züchtigen? Der einzige, der es vermocht hätte, lag ja totkrank im fernen Addis-Abbeba! Den brauchte er nimmer zu fürchten.

Da kam der Bote. Einen Brief brachte er mit dem kaiserlichen Siegel: „Du sollst kommen zu mir und Rechenschaft ablegen über das Land, über das ich Dich gesetzt habe!“ Ein Schlag aus heiterem Himmel. War der Kaiser wieder gesund, war der „Löwe“ wieder erwacht und vielleicht alles Lug und Trug gewesen, was man über seine Krankheit und Schwäche erzählt?

Der Detjas wütet und tobt: „Was will Menelik von mir? Was hat er mir zu sagen? Bin ich doch Herr in meinem Lande und kann schalten und walten, wie mir gut dünkt. Ich gehe nicht.“ Und die Schar der Höflinge und Schmarotzer, die ihn bisher umwedelt? Sie rückten ab von ihm, wie all die anderen „Getreuen“. Hie Pyrrhu — hie Menelik! Die Wahl ist für das charakterlose Gesindel nicht schwer. Der „Löwe von Juda“ zieht hin. So lange noch ein Funken Leben in dem morschen Körper ist, so lange hat der Name Menelik Zaubermacht im Lande! Das musste auch Pyrrhu, der Uebermütige, erfahren. Er fühlt den Boden unter den Füssen wanken und sieht sich verlassen von all seinen Leuten, wenn er sich weiter gegen den Allmächtigen auflehnte. Da heisst es, gute Miene zum bösen Spiele machen. Helf, was helfen mag. Kann das Schreiben nicht auch anders gedeutet werden? „Der Kaiser will seine Freunde um sich sehen. Es ist eine Ehre für mich und euch alle, dass wir zu ihm befohlen.“ So spricht der Schlaue, und die anderen sind es zufrieden.

Aus dem Lästerer ist über Nacht ein „glühender Verehrer“, ein alter „treuer Freund“ Meneliks geworden! Nicht genug weiss mir der Detjas von seinen freundschaftlichen Gefühlen zum Kaiser zu erzählen und lässt dabei nur allzu deutlich den Wunsch durchblicken, ich möchte diese hervor-

ragende Vasallentreue in Addis-Abbeba geeigneten Ortes anbringen.

Für meine Zwecke ist jedenfalls die gegebene Situation ausserordentlich günstig, und als ich Pyrrhu um einen Geleitbrief und seine Unterstützung bitte, erhalte ich die weitgehendsten Zusagen.

Pyrrhu überbietet sich geradezu in Liebenswürdigkeiten gegen mich. Stellt mir seinen schwarzen Leibkoch zur Verfügung, lässt sein Paradebett — eine schwerfällige eiserne Bettstelle, zu der er, weiss Gott wie, gekommen — in eines der Nebenhäuser bringen, um es für mich zurecht zu machen, frägt diskret bei Aly an, ob der Ferenki vielleicht ein Auge auf eine seiner Dienerinnen geworfen, sorgt für meine hungrigen Leute und Tiere, kurz, ist nach Kräften bemüht, den liebenswürdigen Wirt zu spielen.

Das Abendessen, das der Koch vor unseren Augen bereitet, wäre nach so langer Fastenzeit ein Göttermahl gewesen, wenn nicht manche Manipulationen des Schmutzfinken, die ich ja leider Gottes mit ansehen musste, den Appetit einigermassen beeinträchtigt hätten. Zuerst gibt es Omlett, dann Suppe, darauf Hammelsteak und schliesslich frisches Brot auf Europäer-Art gebacken. Welch ein Genuss! Das erste Stück Brot wieder nach vier Wochen.

Der Detjas leistet mir beim Mahle Gesellschaft. Mit dem „Tafelgeschirr" gibt es ja keine Not, da zwei Blechteller im fürstlichen Haushalte waren, dafür aber kommen wir mit den Essbestecken einigermassen in die Brüche. Es ist nur ein einziges — und das in einem schrecklichen Zustande — vorhanden. So bleibt eben nichts übrig, als dass der Detjas die Suppe mit einem plump geschnitzten Hornlöffel nimmt, im übrigen sich aber seiner Finger bedient. Ich verspreche, ihm dafür ein Taschenbesteck zu schenken, nur müsse er mir morgen einen Boten ins Lager mitgeben. Ueberschwenglich dankend nimmt Pyrrhu an und verkündet den neugierigen Hofschranzen, welch' kostbares Geschenk ihm der Ferenki gemacht! So bescheiden hat wohl noch keiner vorher Pyrrhu kennen gelernt.

Ich bin zu müde, um noch länger aufzubleiben und bitte, mich zurückziehen zu dürfen. Fackeltragende Diener leuchten durch die düsteren Höfe zum Schlafhause voran.

Pyrrhu lässt es sich nicht nehmen, mir dorthin das Geleit selbst zu geben und nachzusehen, ob alles für meine Wünsche bereit sei.

War das eine Nacht gewesen! Wer des öfteren, wie ich, in bosnischen Hütten geschlafen hat, ist immerhin schon einigermassen an Ungeziefer gewöhnt, das aber, was ich in dem fürstlichen Paradebette durchgemacht, spottete jeder Beschreibung. Trotz Müdigkeit und dringenden Schlafbedürfnisses konnte ich auch nicht eine Minute Ruhe finden. Das reinste Martyrium!

Wie gerädert erhob ich mich beim ersten Morgengrauen und wunderte mich selbst, dass ich es fertig brachte, Pyrrhus Frage, wie ich geschlafen, mit verbindlichem Lächeln zu beantworten. Das war schon die Grenze der Selbstverleugnung!



Zahmes Giraffenkalb im Hofe des Detjas Pyrrhu.

Versäumte Gelegenheit.

Georgi-Tag! Mein Namensfest. Wie hell schien mir heute die Sonne, wie frisch und froh fühlte ich mich trotz der durchwachten Nacht, als ich auf meinem ausgeruhten Maultiere in den sonnigen Morgen hinaus zum Lager zurückritt. Sonne draussen, Sonne im Herzen! Hatte mir doch Pyrrhu zum Abschiede noch drei mit seinem Insiegel versehene Geleitbriefe überreicht und dabei eröffnet, dass darin die Weisung enthalten sei, mir landeskundige Führer bis zum Rudolfsee abzustellen.

Zum Rudolfsee? Hatte ich recht gehört? Was ich seit Jahren erträumt, seit Monaten erhofft, sollte dies nun wirklich in Erfüllung gehen?

„Von meinem Dorfe Bako aus könnt Ihr bei hellem Wetter den See sehen. Sechs bis acht Tage noch habt Ihr hin, meine Leute werden Euch führen!“ So hatte Pyrrhu gesprochen . . . Das war seine Festtagsgabe. Eine schönere konnte ich mir wahrlich nicht denken.

Der See war also wirklich schon nahe? Unerreichbar noch erschien er mir gestern nach den Erzählungen meiner Leute! Und die Karten? Sie zu befragen hatte ich längst aufgegeben. Seit wir die bekannteren Gebiete Aethiopiens verlassen hatten, zeigten die Karten — und zwar die französischen sowohl wie die englischen — nur mehr Phantasiegebilde. Kein Flusslauf stimmte, kein Gebirgszug entsprach der Wirklichkeit. Nicht einen einzigen Ortsnamen konnte ich auf all den Blättern, die ich mitschleppte, finden, der auch nur annähernd so geklungen hätte, wie die Eingeborenen die Landschaft nannten! So hatte ich denn längst die Orientierung verloren und war demnach nicht wenig überrascht, als Pyrrhu mir den See so nahe nannte.

Auf, zum Rudolfsee war nun die Losung! Kein Tag soll mehr versäumt werden. Darum wollen wir heute noch zurück zum Lager, um morgen schon mit der Karawane ins gelobte Land aufbrechen zu können.

Wie froh, wie hoffnungsfreudig war ich auf einmal geworden! Und gar meine Leute! Optimisten reinsten Wassers. Sie schwelgten schon im voraus in den jagdlichen Triumphen, die der Herr dort unten feiern würde. Neben meinem flott ausgreifenden Maultiere hertrabend, versprachen sie mir hoch und heilig, dass sie nach jedem erlegten Löwen, Elefanten und anderen Grosswilde die ganze Nacht tanzen und singen wollten, und dass sie dies noch besser könnten als des Tigreners Schar, deren Siegestänze ich letzthin so bewundert hätte! Für das Nachspiel war gesorgt, ich brauchte also nur noch die hierzu nötigen Löwen und Elefanten zu schiessen. Das schien ihnen eine Kleinigkeit. „Wild soviel wie Gras" hatten Pyrrhus Leute verheissen. Wenn nur die Hälfte, wenn nur der zehnte Teil davon wahr war, so musste es mir diesmal glücken Grosswild zur Strecke zu bringen. Nur wenigstens ein Stück davon, nur nicht wieder leer in die Heimat zurückkehren!

Uba, das wohlbekannte Bergdorf, liegt abermals vor uns. Zum dritten Male.

Der Dorfhäuptling Balambras*) Osman hatte uns bereits erwartet. Er wusste wohl schon aus Erfahrung, dass Pyrrhu ihn wieder als Führer des Ferenki ausersehen würde. War er doch zum „Fremdenführer" schon vorbestimmt durch die „Kenntnis" der französischen Sprache und seine feine Lebensart, die er sich in Madagaskar als Korporal unter französischer Flagge angeeignet hatte. Darauf war er auch nicht wenig stolz und zum mindesten felsenfest überzeugt, dass er der einzige Gentleman hier unten sei.

Mit stutzerhafter Sorgfalt war Osman gekleidet, als er an der Spitze seiner Getreuen mich empfing. Die affektierte Verbeugung, mit der er Pyrrhus Brief entgegennahm, die gesuchte Würde, die er zeigte, als er sich auf einem von Sklaven ausgebreiteten Teppich niederliess, verriet unendlich viel Eitelkeit und Grössenwahn! Das war der erste Eindruck, den ich hatte. Der Mann, der da vor mir sass mit sorgfältig geschniegelten Haaren und wohlgepflegtem Bart, der mit weibischem Tand und Zierrat angetan war wie ein Somalimädchen, der Mann sollte ein berühmter

*) Militärischer Rang: „Unterführer".

Jäger sein? Ein Weiberheld mochte er sein, niemals aber ein Jäger! Leider, leider sollte ich nur allzu recht haben.

Aly freilich, der Boy, war entzückt über den eleganten Neger, der ihm nach kurzem Zusammensein schon ewige Freundschaft geschworen, und zeigte sich stets verstimmt, wenn ich des Gentleman-Negers Tüchtigkeit in Zweifel stellte oder ihn gar hart anliess.

Ein europäisches Zelt stand im Hofe. Der Balambras hatte es vor einiger Zeit von englischen Kaufleuten, die in Handelsgeschäften nach Bako gekommen waren, erstanden. Er war nicht wenig stolz auf diesen Besitz und glaubte mir besonders noch durch die Mitteilung zu imponieren, dass er dies Zelt stets zur Jagd mitnehme. Der Herr schien ja recht niedliche Ansprüche zu haben, wenn er ein Dreilastenzelt mit in den Urwald nahm! Ich hatte für die ganze weite Reise nur ein Einlastenzelt, und das schon dünkte mich ein überflüssiger Luxus.

Am liebsten hätte ich auf Osmans Führung nach kurzer Bekanntschaft schon gleich wieder verzichtet, doch war ich durch die Erfahrungen der letzten drei Wochen zu sehr gewitzigt und hütete mich wohlweislich, einen landeskundigen Führer eher abzulehnen, als bis ich dafür besseren Ersatz gefunden. So blieb Osman und war schliesslich noch das kleinere Uebel.

Die Hoffnung, am Nachmittage noch aufbrechen zu können, schwand sehr bald, als ich Osmans umständliche Reisevorbereitungen sah. Was er nur alles an Waffen mitnehmen wollte! Ein ganzes Arsenal davon schleppten seine Diener herbei: schwere und leichte Büchsen, Repetiergewehre verschiedener Systeme, dann zu allem Ueberflusse noch Revolver und automatische Pistolen! Alles ward säuberlich auf Tüchern im Hofe ausgebreitet, geputzt und eingeölt, wozu die verschiedenen Systeme kunstgerecht auseinander genommen wurden. Ich wunderte mich nur über die Sachkenntnis der Abessinier, die in der gesamten Waffenkunde geradezu erstaunlich ist und eine unleugbare kriegerische Veranlagung des Volkes verrät.

Endlich sind die Gewehre in Ordnung. An den Aufbruch ist aber noch lange nicht zu denken, muss doch noch Proviant und so manches andere für die Reise besorgt

werden. Man gewöhnt sich im Orient allmählich ans Warten und sei es mit geballten Fäusten und Ingrimm im Herzen.

Schankellasklaven füllen in den Vorratskammern roh gegerbte Ledersäcke mit Mehl, Durrah, Mais und süssen Kartoffeln, dralle, hübsche Dienerinnen bringen flache Flechtkörbe herbei, bis oben mit frischen Fladenbroten gefüllt, wieder andere kupferne Kaffekannen für die Reise und den dazugehörigen Satz henkelloser türkischer Kaffeeschalen. Und als die Vorräte in des Balambras eigenem Hause zu Ende sind, brandschatzen seine Leute noch die nächstgelegenen Hütten der armen Dorfbewohner. Schläge setzt es dabei genugsam ab, das kundet das Klatschen der Hiebe und das Gekreisch der Getroffenen. Der Zweck aber wird erreicht, Eier und Hühner gibt es in Menge, die Vorräte häufen sich zusehends.

Es geht gegen Abend. Mit der ganzen Karawane heute noch fortzukommen, hatte ich längst aufgegeben. So wollte ich denn allein abreiten, so rasch als möglich, um unter allen Umständen noch vor Dunkelheit im Lager zu sein. Osman und die Seinen können dann morgen nachkommen. Es drängt mich nach Hause, ich weiss selbst nicht warum. Eine merkwürdige Unruhe hat sich meiner bemächtigt. Es ist mir, wie wenn ich dort sein müsste, gerade heute! Was aber soll sein? Ist doch das Lager in guter Hut und des Arabers Farm in der Nähe? Und doch . . . wenn ich nur zu Hause wäre! Ich will fort, will reiten, rufe nach Aly und meinem Reittiere. Der Boy aber schüttelt den Kopf: „Herr bleibe, Osman wird böse sein, wenn du nicht sein Gast sein willst, Auch haben wir es so schön hier bei meinem Freunde, vielleicht zum letzten Male für lange Wochen. Lass uns heute hier!“ Also willige ich ein, zu bleiben. Schweren Herzens freilich. Meine Gedanken aber sind im Lager, immer nur dort! Ich weiss selbst nicht, warum. Wäre ich doch nach Hause geritten! —

Merkwürdig, dass die abessinischen Boten immer so ziemlich zur letzten Minute, bevor es gänzlich finster wird, eintreffen. Dabei haben sie keine Uhr und vermögen sich nur nach dem Sonnenstande zu richten. Ich habe mich sehr oft über diese instinktive Zeiteinteilung sowie die richtige Einschätzung der Entfernungen und der eigenen

Marschleistung gewundert. Immer zur letzten Stunde, doch immer noch gerade recht vor Torschluss. — So auch heute. Ein Bote von Pyrrhu ist es, der eben, als Aly die Zeltlaterne anzündet, durch das Palisadentor tritt. Hinter sich drein zieht er an langem Zügel sein müdes, abgetriebenes Maultier. Die Post, die er bringt, ist für Osman. Dem schwant nichts Gutes. Aly liest beim Laternenschein, was Pyrrhu schreibt: „Ich will dein Zelt. Für mich, den grossen Herrn, passt es besser als für dich, den kleinen. Morgen kommen meine Leute, es zu holen.“ Das war des langen Schreibens kurzer Sinn. Osman ist an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Er brüllt vor Wut und schwört, dass Pyrrhu dieser Räuberstreich nicht gelingen solle. Nie und nimmer werde er sein teuer erstandenes Gut herlassen; das Zelt, das ihm so unzertrennlich mit seiner Würde schien, das sollte er nun Pyrrhu ausliefern und sich zum Gespötte der Weiber und Kinder machen? Niemals! Eher wolle er den Tyrannen... und dabei reisst er mit theatralisch grimmigen Gesten den schweren Revolver aus dem Gürtel . . . — Der Domestiken heuchlerische Schar schaut bewundernd auf zu dem Helden, der allein es wagt, dem Gefürchteten zu trotzen. Ich aber freue mich im Stillen, dass morgen das schwere Zelt zum Gibi des Detjas wandern werde und nicht mit mir zum Rudolfsee.

Stumm sitzt inmitten all dieser Aufgeregten Pyrrhus Bote und spielt mit seinen blossen Zehen. Es scheint ihm dies interessanter zu sein, als die theatralischen Szenen des aufgeblasenen Negers. Bald hat er auch damit genug, streckt sich auf eine Ochsenhaut, um sogleich einzuschlummern. Was kümmern ihn Osmans Schwüre? Hat er doch sein Tagewerk getan und weiss nur zu genau, dass er morgen nicht nur das vielumstrittene Zelt mitnehmen könne, sondern noch so manchen Backschisch dazu, den der Theaterheld von heute ihm noch eigens für den Detjas mitgeben werde. Er kennt seine Leute.

Wieder ein entsetzliches Gewitter während der Nacht. Das vielbegehrte englische Zelt ist wirklich recht gut. Nicht einmal den sonst gewohnten Sprühregen bekam ich ab! Es schüttet wohl sechs Stunden mit gleicher Heftigkeit, dann lässt der Regen allmählich nach. Man kann die einzelnen

Tropfen unterscheiden, die in immer grösseren Pausen auf das Zeltdach trommeln, bis sie schliesslich alle werden. Das Gewitter ist vorüber. Ich schlage die Planen auseinander. Der Morgen ist bereits angebrochen. Grau in Grau die ganze Landschaft, und grosse Wasserpfützen im Hofe. Natürlich liegt alles noch in tiefstem Schlafe. Trotzdem Osman gestern vor dem Schlafengehen geprahlt hatte, dass er beim ersten Morgengrauen längst schon auf dem Marsche sein würde! Versprechungen der Schwarzen! Ungeschickt genug, dass ich nach so langen Erfahrungen noch nicht klüger geworden war und ihnen mitunter noch glaubte.

Ein Donnerwetter weckt Aly. Er soll mir für die Sünden seines Freundes büssen! Schlaftrunken kriecht der Boy aus einer der Hütten. Weibergekicher im Innern verrät, dass er Gesellschaft gehabt. Eine Entschuldigung wenigstens für sein Verschlafen, doch sind meine Worte noch herb genug, ihn seine Gespielinnen auf einige Zeit vergessen zu lassen.

Auf den Spektakel hin wird es auch in der grossen Hütte lebendig. Osman zeigt sich an der niederen Türe, nicht aber bevor er, — oberflächlich wenigstens, — Toilette gemacht hat. Eine blendend weisse Schama mit schmalem, buntem Rande hat er kokett über seine Schultern geworfen und ist bestrebt, ihr den nötigen Faltenwurf zu geben, die blossen Füsse stecken in rotledernen Sandalen, an deren Riemenwerk eine junge Dienerin geschäftig nestelt. Zwei andere hübsche Krausköpfe lugen neugierig hinter dem Türpfosten hervor. „Osmans Frauen", flüstert Aly mir zu. Guten Geschmack hatte der Senegal ganz entschieden, denn was ich im Laufe der Zeit alles von seinen Frauen bezw. Dienerinnen zu sehen bekam, war bildhübsch und dabei von auffallend lichter Hautfarbe. Gegensätze berühren sich: der tiefschwarze Neger bevorzugte lichtfarbene Abessinierinnen. Je heller, je lieber. Dabei war er sehr vielseitig: sechzehn weibliche Wesen umgirrten ihn und bemühten sich, ihm bald Frau, bald Dienerin zu sein. Doch war dies noch lange nicht alles. „Ma grande femme à Addis-Abbeba" oder „Ma chère femme à Harrar", hörte man oft Osman sehnsüchtig klagen, wenn er der Anwesenden momentan überdrüssig geworden war. Vermutlich sassen aber noch mehr seiner „Frauen" im Lande herum, nur wusste er sie selbst nicht mehr alle.

Der nasskalte Morgen scheint auf die Unternehmungslust des Uebernächtigen eindämmend zu wirken. Er verschwindet sehr bald wieder im Dunkel der Hütte und mit ihm die hübsche Dienerin. Wollte ich auf diesen Weiberhelden warten, dann kamen wir überhaupt nicht fort, wenigstens heute nicht mehr. Das war mir klar. Also gab ich Befehl an meine kleine Schar, allein aufzubrechen. Mochte Osman nachkommen oder nicht; ich hatte satt, immer nur zu warten und mich auf die Zukunft vertrösten zu lassen.

Als der Balambras sah, dass ich ernst machte, ohne ihn zu marschieren, besann er sich doch der übernommenen Pflicht und weckte die Seinen. Er schien mir wohl nicht allzuviel zu trauen und fürchtete Pyrrhu. Der Anfang war also wenigstens gemacht, und als ich zum Pallisadentor hinausritt und klatschende Schläge hörte, war ich beruhigt, dass die Sache in Gang käme.

Flott geht es auf bekanntem Pfade zum Lager, schneller als sonst. Osman soll Mühe haben, mich heute einzuholen, das wird ihm dann gleich ein Vorgeschmack sein, wie ich zu reisen wünsche! So kalkuliere ich und treibe das wackere Maultier zur grössten Eile an. Es kam aber wieder einmal anders.

„Hörst du das Wasser, Herr? Wir können nicht weiter." Ist es möglich? Der seichte Graben, den wir auf dem Hinmarsche trockenen Fusses durchquert, soll uns nun den Weg versperren? So war es. Das Gewitter über Nacht hatte ihn zum tosenden Giessbach gemacht, unpassierbar für Mensch und Tier. Es blieb denn nichts anderes übrig, als abzusatteln und zu warten, stumpfsinnig zu warten, wie so oft in Abessinien. Dauert es auch voraussichtlich nicht allzulange, bis die Wasser sich wieder verlaufen, so doch wohl sicher lange genug, dass Osmans Leute uns hier schon einholen konnten. Und sie kamen: einer nach dem andern, in grösseren und kleineren Abständen. Ein Beweis, dass der Balambras jeden weiter trieb, der fertig war. Es war ihm also wirklich ernst, bald nachzukommen.

Ein interessantes Bild ist es, das der Zug bietet. Zuerst flinke Schankella-Sklaven, beladen mit Hausgeräten, dann abessinische Diener zu Fuss, behangen mit Waffen aller Art, dazwischen berittene Askari. Es folgen die Lasttiere: Esel

und Maultiere, schwerbeladen mit Proviantsäcken; hinterdrein leergehende, reichgeschirrte Reitmaultiere, die Sättel mit purpurnen Schabracken überdeckt. Noch ist der Zug nicht zu Ende. Sklaven treiben Vieh vor sich her, Zeburinder und Fettschwanzschafe. Dann zum Schlusse ein Trupp Berittener: Osman mit drei seiner Frauen? Guter Gott, wenn das alles mit hinunter zum Rudolfsee soll? Dann sah ich das gelobte Land niemals! Aly tröstet mich: „Nur bis Bako geht der grosse Tross mit. Dort hat Osman ein Haus und lässt zurück, was nicht zur Jagd gehört.“

Die Sonne steht schon hoch, und immer sitzen wir noch am Ufer, starren in die vorbeischiessenden Fluten, warten und warten. Meine Geduld ist zu Ende. Ich will nicht mehr, wir müssen doch wenigstens einen Versuch machen, hinüberzukommen. Osman befiehlt dem stärksten seiner Leute, den Uebergang zu wagen. Wortlos entledigt sich der Hüne seiner wenigen Kleidungsstücke, ergreift eine lange Schankellalanze, um sie als Stock zu gebrauchen. Mit Macht stemmt sich der Riese gegen das Wasser! Umsonst! Die Kraft der schmutzig-gelben Fluten ist stärker, als er. Wie ein Kind wird er hinabgerissen und rettet sich mit Müh und Not ans Ufer zurück. Die Lanze aber ist dahin; das einzige Hab und Gut eines alten Schankella. Mit gellendem Wehklagen rast der arme Kerl neben dem Wasser her. Hätte er Weib und Kind verloren, könnte sein Jammer nicht grösser sein.

Zwei Stunden später. Die von mir gesteckten Marken zeigen endlich ein Fallen des Wassers an. Doch will ich, durch den ersten missglückten Versuch gewitzigt, noch warten. Jetzt vielleicht kann es gehen. Wieder versucht es der Hüne und es glückt. Als erster folge ich auf meinem starken Maultiere, und kaum sind noch meine zwei Gewehrträger drüben, so geht es auch schon ohne Umschauen im Trabe weiter nach dem Lager. Mögen die anderen zusehen, wie sie über das Wasser kommen, mich schert das nicht.

Da schimmert schon mein Zelt durch den schütteren Wald, dahinter die weissen Zelte meiner Leute. Alles, wie ich es verlassen. Da hätte ich mir also wohl die unruhigen Stunden von gestern abend sparen können! Da war wirklich nichts versäumt gewesen!

Ich reite näher. Mein Zelt ist geschlossen, so war befohlen. Doch auch die Zelte der Askari. Die Leute schlafen also wohl. Bei dieser Hitze aber im geschlossenen Zelte? Da war was nicht in Ordnung, da stimmte etwas nicht! „Hallo, Bulali!“ Halb verschlafen kriecht der Bursche aus seinem Zelte, sieht mich, fährt auf, und heftig gestikulierend setzt er an zu langer Rede. Was also war geschehen?

Ein Löwenpaar war in letzter Nacht erschienen und hatte sich gütlich getan an den Kadavern zweier von Tsetse getöteten Maultiere, die kaum 50 Schritte von den Zelten entfernt lagen. Deutlich hatte man das Arbeiten der mächtigen Kinnladen hören, deutlich im Mondlichte die schattenhaften Umrisse der beiden mächtigen Tiere erkennen können. Das war zuviel für den Mut meiner Leute. Sie waren auf die nächsten Akazien geklettert und hatten, von Dornen zerschunden, auf den dünnen Zweigen eine qualvolle Nacht verbracht, bis der Tag anbrach und das Löwenpaar in die Berge zurückgekehrt war. Dann erst getrauten sie sich von ihren martervollen Sitzen herab und krochen, zu Tode erschöpft, in ihre Zelte.

Ich aber will's nicht glauben, kann's nicht fassen, dass soviel Jagdpech möglich ist! Wieviel Nächte hatte ich nicht schon geopfert, wieviel im Pürschen am Tage bei glühender Sonnenglut unternommen, einzig und allein beseelt von dem leidenschaftlichen Wunsch, mit dem König der Tiere zusammenzutreffen. Alles war umsonst gewesen. Und diesmal? Diesmal kamen die Löwen von selbst ins Lager, war Schusslicht, war die Möglichkeit, ja fast die Wahrscheinlichkeit des Erfolges gegeben, und gerade dies eine Mal war ich nicht im Lager. Versäumte Gelegenheit! Eine der vielen, die nie wieder im Leben kommt.

Bulali ist mit seiner Erzählung zu Ende. Aly aber zieht sich vorsichtig zurück. Er kennt seinen Herrn und fürchtet wohl nicht mit Unrecht einen Wutausbruch. Ich aber muss lachen, so wie man eben nur in höchster Wut und Verbitterung lachen kann. Wie wahnsinnig!

Scheu gehen meine Leute auseinander. Sie glauben alle, der Herr sei verrückt geworden.

Im Bako-Lande.

Vielleicht würden die Löwen diese Nacht nochmals kommen, den spärlichen Rest zu holen, den sie beim gestrigen Mahle übriggelassen? Waren sie dabei doch nicht gestört oder verscheucht worden und hatten von der leckeren Mahlzeit erst abgelassen, als das werdende Tageslicht sie mahnte, die sicheren Schlupfwinkel in den Bergen wieder aufzusuchen. Der königliche Räuber ist Nachttier geworden, er flieht wie der Dieb feige das Licht und versteckt sich tagsüber an Orten, wohin der Mensch, der ihm das Fürchten gelehrt, nicht folgen kann. Die Schatten der Nacht erst locken ihn wieder aus dem sicheren Versteck hervor. Dann durchzieht er brüllend die Steppe, um Tribut zu fordern von den Tieren seines Reiches, das ihm, in diesen Stunden wenigstens, das „Augentier", der Mensch, nicht streitig machen kann.

Möglich war es, dass die Löwen zurückkommen würden, und darum wollte ich den nächtlichen Ansitz nicht unversucht lassen. Ein Dornenverhau wird hergerichtet nach altem Rezepte, dicht neben dem Luderplatz.

Die Karawane soll inzwischen weiterziehen, sie kann den Ansitz nur stören. Aly wird genau unterrichtet, wo er wieder Halt machen soll; etwa eine Stunde von hier. Dicht am Saumpfade soll das Lager stehen, dass es auch in der Nacht für mich nicht zu verfehlen sei. Mit mir bleiben nur zwei Askari zurück und ein Esel.

Die Sonne sinkt, der Vögel Rufe verstummen allmählich, die Sichel des Mondes wird mit schwindendem

Tageslichte heller und heller. Es ist Zeit. Der Esel, eine weitere Lockspeise für die Löwen, wird neben den Maultierkadavern angepflockt. Zwei- und dreifach werden die Riemen um Hals und Hinterhand geschlungen und da und dort versichert, damit der Löwe nicht mit einem Rucke sich der Beute bemächtigen und blitzschnell damit verschwinden könne, bevor es gelungen, die Kugel anzubringen. Gar unbeholfen ist der Mensch im Dunkeln, und auch der flinkste Schütze braucht doppelt und dreifach soviel Zeit zum Schuss als am Tage.

Zu dritt teilen wir den engen dumpfen Dornenverhau; ich kauere mit gespannter Büchse an der Schiessluke, hinter mir liegen zusammengepfercht Gabre und Bulali auf dem Boden.

Nächtliche Stille lagert über die Steppe, nur dann und wann das zum Ueberdruss schon gehörte Heulen der Hyänen. Da . . . ein tiefes Grollen im Busche, nicht allzu weit von uns: der Löwe! Ein mächtig Brüllen auf der anderen Seite antwortet: der zweite. Werden sie kommen? Bange Zweifel. Wieder Ruf und Gegenruf. Ist's nun näher gegen uns zu oder weiter weg als vorher? Angestrengt lauschen der Weisse und die Schwarzen. Zwischen Hoffen und Bangen vergeht die nächste Viertelstunde, dann ist leider kein Zweifel mehr. Ferner und ferner ertönt das Brüllen. Die Löwen ziehen weg von uns, sie wollen heute wo anders jagen. Gestern hier, heute dort! Wieder einmal post festum gekommen. Versäumte Gelegenheiten sind niemals wieder einzubringen.

Dräuende Wolken hatten sich inzwischen am Firmament angesammelt, nur ab und zu noch bricht der Mond auf Augenblicke durch, bis die Wolkenbänke, sich immer mehr verbreiternd, auch die letzte Helle decken. Tiefdunkle Nacht ist es in wenig Minuten geworden. Blitze zucken, der Donner dröhnt: das gewohnte nächtliche Gewitter hebt an. Gabre mit der Laterne stapft voraus, dann folgt Bulali mit dem durch Blitz und Donner aufgeregten Esel, zum Schlusse ich. So geht es eine Stunde lang im tosenden Wetter durch den Busch. Ein Glück nur, dass die Laterne nicht verlöschte und der Saumpfad so weit ausgetreten war, dass er auch in der Nacht nicht zu verfehlen war, wenig-

stens nicht für die Augen der Schwarzen. Wir rumpeln fast direkt die Zelte an, die Aly vorsorglich unmittelbar an den Pfad gestellt hatte, auf dass wir sie ja nicht übergehen sollten. Es war dies gut getan, denn die Lagerfeuer waren längst im Wasser ersoffen und die Schwarzen schliefen unter Zelt und Decken. Auch die Wache, die unter dem Seitendache meines Zeltes Schutz gesucht und trotz Blitz und Donner sanft entschlummert war.

*

Das Bild der Marschkarawane ist ein anderes. Dreimal soviel sind wir über Nacht geworden, nachdem Balambras Osman mit seinen Leuten zu uns gestossen ist. Der eitle Neger reist schon mit grösserem Aufwande als der arme Ferenki!

Der letzte Marschtag forderte nochmals zwei Opfer unter den Tragtieren. Sie fielen während des Marsches, um nicht wieder aufzustehen. War's der Stich der Tsetse, deren Vorkommen an unseren letzten Lagerplätzen schon bestätigt wurde, war's Ueberanstrengung gewesen? Wer weiss es. Jedenfalls aber mussten die freigewordenen Lasten den übrigen Tieren, die an und für sich schon ihr Letztes hergaben, aufgehalst werden. Dabei hatten wir noch eine gefürchtete Steigung nach Bako hinauf zu überwinden, die an Steilheit und Länge alles Bisherige übertraf! Ein Glück nur, dass ein richtig angelegter Reitweg, wie ich hier unten an der Grenze vollkommener Wildnis nie vermutet hätte, zur Höhe führte. Eine der wenigen verdienstvollen Taten Pyrrhus, die freilich ihren Ursprung wieder nur in seinem höchsteigenen Interesse hatte. Besass er doch oben in Bako ein Haus, eine Art Sommerresidenz. Daher also der Wegbau! Schankellasklaven hatten ihn ausgeführt unter Leitung eines Arabers, den Pyrrhu am Schlusse noch in Ketten werfen liess, wohl nur deshalb, um den schuldigen Lohn nicht zahlen zu brauchen.

Endlich stehen wir oben auf zugiger Passhöhe, d. h. wir, die Reiter und Fussgänger. Die Lasttiere aber sind noch weit zurück und haben erst die Hälfte der Steigung hinter sich. Ohne fremde Hilfe werden wir sie wohl heute

nicht mehr hier oben sehen. Es heisst also, so schnell als möglich Entsatz von Bako aus entgegenschicken. Osman beordert einen Läufer voraus, Eingeborene zur Entlastung der müden Tiere zu holen.

Nach kurzer Rast ziehen wir weiter gegen Bako. Auf dem Wege begegnen uns auffallend viel Berittene oder Fussgänger; alle mehr oder weniger beladen. Es sind Pyrrhu-Leute, die seit Tagen schon die Gegend brandschatzen. Auf der Passhöhe wollen sie sich mit ihrem Raube sammeln.

Osmans Behausung kommt in Sicht. Stolz zeigt mir der Balambras sein „Gibi", ein Dutzend dicht beisammenstehender Hütten, ringsum mit Flechtzäunen umgürtet. Man ist von unserem Eintreffen längst unterrichtet. Von weitem schon kommen Osmans Leute in feierlichem Aufzuge ihrem Herrn entgegen. Der eitle Neger hat natürlich den Empfang inszeniert, um mir einen Begriff seines Wertes zu geben. Die Schamas der Leute waren viel zu sauber und weiss, die Begrüssung viel zu auffallend, um ursprünglich zu erscheinen! Es machte den „bestellten" Eindruck, und dazu passten auch recht gut die hoheitsvollen Gesten, mit denen Osman die ihm gebrachten Huldigungen, als wären sie etwas Alltägliches, hinnahm. Dabei schielte er dann und wann verstohlen zu mir herüber, ob ich ihn denn auch genügend bewundern würde.

Durch mehrere unter sich wieder durch Flechtzäune abgeschlossene Höfe gelangen wir zum Hauptbau der Ansiedlung, dem Herrenhaus. Eine grosse abessinische Hütte landesüblicher Bauart, mit einem einzigen Innenraume. Inmitten desselben befindet sich die mit Lehm ausgeschlagene Feuerstelle, auf der bereits ein loderndes Holzfeuer knistert. Auf der einen Seite des fensterlosen Raumes ein aus Bambusstäben gefertigter Verschlag, der Stall der Lieblingstiere, auf der anderen Seite ein breites niederes Gestell aus gespaltenem Bambus, darüber Ochsenhäute: das „eheliche Lager".

Osman macht nicht ohne Geschick den Wirt. Heisst mich nochmals in seinem Hause willkommen, bietet mir zum Sitze den einzig vorhandenen Schemel an und gibt Weisung, dass mein dem Zusammenbrechen nahes Maultier in den „Zimmerstall" gebracht und ihm Gerste auf-

geschüttet werde. Dafür muss eines seiner eigenen Tiere heute nacht hinaus. Ich bin dem schwarzen Mann für das, was er „Lady" tut, zum ersten Male freundlich gesinnt und reiche ihm dankend die Hand. Wäre der Bursche nicht gar so ein Weiberheld und Prahler gewesen, hätte man vielleicht recht gut mit ihm auskommen können. Denn ein Schurke war er nicht, im Gegenteil, er hatte sich stets ehrlich benommen. Dabei war Osman unzweifelhaft sehr intelligent, wofür schon der Umstand spricht, dass er als verachteter Neger es unter den eingebildeten Abessiniern zu einer Unterführerstelle „Balambras" gebracht hatte.

Wie behaglich sitzt es sich am lodernden Feuer! Man kann hier oben — Bako liegt gegen 3000 m hoch — die Wärme recht gut vertragen, zumal gegenwärtig in der Regenzeit. Es ist direkt kühl, und ohne Feuer würde ich im dünnen Khaki ordentlich frieren. — Natürlich sind wieder mehrere Frauen um den schönen Mann versammelt. Da sie sich nützlich machen, störe ich sie nicht. Die eine braut Kaffee, eine andere röstet auf rundem Bleche Durrha-Körner, wieder eine andere bereitet Honigwasser. So lasse ich mir die Weiber schon gefallen und dulde es sogar, dass sie sich auch mit meiner Person befassen, mir die schweren Stiefel ausziehen und die Füsse waschen. So ein bisschen sich verwöhnen lassen tut gut, besonders nach solchen Strapazen!

Kalt und windig bricht der nächste Morgen an. Ein arbeitsvoller Tag steht mir bevor, will ich morgen soweit sein, die letzte Etappe meiner Reise — den Abstieg zum Rudolfsee — in Angriff zu nehmen. Die ganze Karawane muss neu zusammengestellt werden. Mit den Maultieren, die bisher meine Lasten getragen, dort hinab zu marschieren, ist, abgesehen davon, dass ich den übermüdeten Tieren diese Anstrengung gar nicht mehr hätte zutrauen können, schon deshalb unmöglich, weil sie alle über kurz oder lang dem Stich der Tsetse-Fliege zum Opfer gefallen wären. Der ganze Wald- und Buschgürtel unten war, wie mir Osman versicherte, verseucht, und der Verlust der Maultiere so ziemlich sicher. Darauf wollte ich es denn doch nicht ankommen lassen. Es hiess also Träger besorgen und die Lasten soviel wie möglich beschränken.

Die Trägerfrage machte Osman keine Schwierigkeiten, er trieb einfach alle ihm fronenden Schankella-Neger, Männlein und Weiblein, zusammen, und da deren Zahl nicht reichte, machte er Anleihe bei dem Nachbar. Nicht so leicht war meine Aufgabe, die richtige Auswahl des mitzunehmenden Gepäckes zu treffen. Nichts Ueberflüssiges sollte uns belasten und doch nichts Wichtiges vergessen werden. Als ich schliesslich alles beisammen hatte, waren es trotz



Meine Schankella-Träger zeigen sich nicht gerade geschickt im Tragen der leichten Lasten.

grösster Einschränkung zehn Lasten für mich allein geworden. Wir durften also, da mindestens das Doppelte für meine Begleitung anzunehmen war, mit 30 bis 40 Lasten rechnen. Dies war für so viele Leute noch immer nicht viel, zumal mit Rücksicht auf die des Tragens ungewohnten Schankella die Lasten weit leichter gemacht werden müssten, als dies bei den durch Generationen hindurch gezüchteten Trägern aus Deutsch- oder Britisch-Ost der Fall gewesen wäre. Die mir zur Verfügung stehenden

Träger hatten wohl ausnahmslos zum erstenmal einen Weissen begleitet und wussten anfänglich so gar nicht, wie sie sich zu den ungewohnten Kisten, Koffern usw. stellen sollten. Sie versuchten bald dies, bald das, um sich die Lasten handlich herzurichten, und es ist wieder die Ensetbanane, die alles hierzu Nötige liefern muss. Der eine stellt aus den Fasern dieser ausgezeichneten Nutzpflanze Traggurten her, mit welchen er die ihm zugewiesene Last auf den Rücken schnürt, zwei andere befestigen eine Kiste recht ungeschickt an einer langen dicken Stange, die beinahe mehr wiegt als die Kiste selbst, wieder andere nehmen probeweise ihre Lasten auf und legen da, wo sie drückt, Polster aus Ensetfleisch unter. Ganz hilflos steht eine Alte vor zwei mit wildem Honig gefüllten Flaschen. Wie soll sie die tragen? Ein grauköpfiger Freund kommt zu Hilfe und macht sich daran, die Flaschen in ein Netz von Ensetfasern einzuflechten und einen richtigen Henkel daran zu machen. Stolz überreicht er ihr das Kunstwerk. Die Alte kann es gar nicht mehr erwarten, bis auch sie ihre Last ausprobieren kann, und grinsend läuft sie mit den beiden Flaschen in die Hütte, zum Gaudium der anderen. Die reinsten Kinder.

Ein harmloses, gutmütiges Volk, diese Schankella. Ich habe sie nie anders kennen gelernt und habe die Schauermärchen, die mir die Abessinier von diesem „grausamen" Negerstamme erzählten, nie recht glauben können. Ich denke wohl, dass die „Grausamkeit" der Neger erst von den Abessiniern ersonnen wurde, um einen Vorwand zu haben, das Land mit Krieg zu überziehen. Es war ein ungleicher Kampf gewesen, mehr ein Niedermetzeln fast wehrloser Menschen. Wie hätten auch die nur mit Pfeil und Bogen bewaffneten Neger den Hinterladern der Abessinier ernsthaften Widerstand entgegensetzen können? Sie wurden reihenweise niedergemäht, und als dann der letzte Widerstand gebrochen war, ging erst recht ein Niederknallen der Wehrlosen an. Aus reiner Mordlust und um die Wirkung des Gras-Gewehre an den lebenden Leibern zu erproben. „Die Schankella haben ein zähes Leben, sie fallen nicht gleich von einer Kugel" hatte mir so ein Scheusal erzählt und sich damit gebrüstet, dass er eine ganze Familie niedergeschossen habe.

Den Nachmittag will ich dazu benutzen, mit Osman den Markt im Bako-Dorfe zu besuchen. Wir wollen versuchen, zwei billige Reittiere für den bevorstehenden Marsch zu kaufen. Vielleicht gelingt es, auch einige lichtgefärbte Esel, die, aus dem Tieflande selbst stammend, als „Tsetsesicher" gelten, zu erwerben. Bei einem Preise von 5 bis 6 Taler, den hierzulande die Esel kosten, war der Verlust nie gross.

Es ist heute Wochenmarkt. An diesen Tagen werden sonst immer Tiere in Menge feilgeboten. Heute aber ist der hierfür bestimmte Platz wie ausgestorben; leer sind auch die Plätze, wo sonst die Eingeborenenfrauen ihre Schätze feilbieten, nur an den windschiefen Baracken, in denen die nimmersatten Indier ihre Kaufstände haben, ist einiges Leben. Ausser diesen alles öde und leer. Was war das heute? Was vermochte den Markt, zu dem doch sonst alles von weit und breit herbeiströmte, derart zu entvölkern? Pyrrhu! Dies Wort hörte ich immer und immer wieder, wenn Osman die wenigen Marktbesucher frug. „Pyrrhu", immer wieder „Pyrrhu"! Wild und drohend stiessen die einen den verhassten Namen hervor, schluchzend und klagend die anderen.

Was hätten die armen Eingeborenen auch heute noch zum Markte bringen können? Sie hatten ja nichts mehr. Alles, was nur einigermassen Wert hatte, war ihnen genommen worden. Seit drei Tagen trieben sich Pyrrhus Schergen herum und hatten die ärmste Hütte durchstöbert. Nichts, was einigermassen Wert hatte, blieb; alles wurde mitgenommen. Vom Maultiere angefangen bis zum Huhn und dem Topfe wilden Honigs, nichts schien den Pyrrhuleuten zu wertlos. Sah der Tyrann sein Land auch wohl niemals wieder, so wollte er sich doch noch daraus bereichern, so gut er konnte. Noch war er Herr im Lande, noch hatte er die Macht und konnte sie nutzen. Und wie er sie nutzte! Mit dem Hab und Gut der ihm mit Leib und Seele verfallenen Schankella begnügte er sich nicht. Er brauchte doch auch ihre Körper. Stämmige Burschen zum Tragen der Lasten, schlanke Mädchen und gereifte Weiber zur Arbeit und seiner Ergötzung. Viel Hunderte Schankella sind dieser Tage zum Zuge Pyrrhus nach Addis-Abbeba ge-

presst werden, um nie wieder die Heimat, nie wieder die Ihrigen zu sehen. Heute noch müssen sie fort. Man gibt ihnen gar nicht einmal Zeit, Abschied zu nehmen. Hier wird ein baumstarker Bursche, beladen wie ein Maultier, von einem kleinen, giftig aussehenden Abessinier vorbeigetrieben. Stumpfsinnig in sein Schicksal ergeben, stapft der Arme dahin. Da sieht er seinen Freund, der glücklicher gewesen. Welch rührendes Abschiednehmen! Mühsam mit der schweren Last niederknieend, küsst der Gefangene tränenden Auges den Freund auf beide Oberschenkel, immer und immer wieder. Er kann sich so schnell nicht trennen. Dem Schergen aber dauert es schon zu lange, sein Bambusstab fährt roh dazwischen. Der giftige Kerl kennt keine Gefühle: Hit-Hit! Dort zwei Weiber, tiefschwarze unschöne Gestalten, nackt bis auf den Blätterkranz um die Hüften. Ein Lebewohl auf Nimmerwiedersehen. Freundinnen, Schwestern vielleicht, die bisher unzertrennlich gewesen und alles gemeinsam getragen hatten. Bis Pyrrhus Askar kam. Die eine darf bleiben, die andere muss mit. Sie will's nicht glauben, doch mit eisernem Griffe zerrt der Scherge sie mit. Nur Abschied nehmen wollen die Getrennten noch auf ihre Weise. Arme Weiber! Wie fremd ist ihre Art und doch wie rührend! Einander gegenüberstehend, schlagen sie sich gegenseitig auf die Brust und stossen dabei abwechselnd im Takte kurze Laute aus. Dann küssen sie sich lange und oft auf den Mund; Tränen rinnen in grauen Furchen über die gefalteten Wangen. So sagen Schankella-Frauen einander Lebewohl.

Ich sollte noch Schlimmeres sehen. Was will denn der lange Abessiner dort mit den beiden Kindern? Zwei nackte Mädchen sind es im kindlichsten Alter, die er vor sich hertreibt wie ein paar Zicklein. Pyrrhu, den Schänder, gelüstete es eben zuweilen nach jugendlichem Fleische! Er wollte sich damit versorgen, für den Fall, dass er sein Land für immer verlöre. So schickte er die Vertrautesten seiner Schurken in die Hütten der Schankella, Umschau nach dieser kostbaren Ware zu halten. Da half kein Jammern und Flehen der Mütter, kein Verstecken und Fortschaffen der Kinder. Wurde den Häschern irgendwo die leckere Beute verraten, so gehörte sie ihnen. Ein Spür-

hund findet nicht besser als sie. Was hilft's, wenn sich das arme Würmchen verzweifelt an die Beine der Mutter krallt, wenn sich Vater und Mutter dazwischen werfen! Ernsten Widerstand wagt ein derartiges unterjochtes Volk ja doch nicht. Das wissen die Schurken nur zu gut. Ein paar Kolbenstösse den Alten, ein fester Griff und das Kind gehört ihnen...

Wehklagen tönt aus den meisten Hütten zu meinem Zelt herüber, schrecklich gellende Laute. Die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen, dann wird es stille...

Ins Tiefland.

Mittag war's geworden, bis ich endlich mit dem Vortrupp von Bako aufbrechen konnte. Die Trägerkarawane mit den übrigen Leuten sollte unter Osmans Führung uns auf dem Fusse folgen.

Ich reite voran in hoffnungsfreudiger Stimmung. Endlich also sollten wir von dem wildarmen kalten und regenschweren Hochlande loskommen, endlich das gepriesene Tiefland des Rudolfsee-Gebietes erreichen. Ungezügelter denn je regt sich die Jagdleidenschaft in mir und ungestüm treibe ich das unartige kleine Maultier an, das ich im letzten Augenblicke noch in Bako um 30 Taler samt Sattel und Saumzeug erstanden hatte. Das war freilich nicht meine edel gezogene „Lady", die mich bis hierher getragen. Ein kleines, störrisches Scheusal war nun zu meinem Leibross avanciert! Ich durfte noch von Glück sagen, in dem bis aufs letzte gebrandschatzten Lande überhaupt ein Maultier aufgetrieben zu haben. Mochte es dem Tsetse-Stiche erliegen, wenn es mir nur eine Zeitlang Dienste tun würde, so war es schon bezahlt. —

Stetig abwärts führt der Pfad; der Rand des gewaltigen Hochplateaus, das wir seit unserem Ausmarsche aus Addis-Abbeba nicht mehr verlassen hatten, ist erreicht. In einer Kette allmählich niederer werdender Hügel senkt sich das Gebirge hinab zum Tieflande des Omo, zur unbewohnten unendlichen Steppe.

Arkessi nennt sich die letzte, auf halbem Abstiege gelegene abessinische Siedlung, unser heutiges Marschziel.

Dort soll sich die Karawane sammeln, dort wollen wir Osman erwarten. Die Ansiedlung zeigt die bekannte gedrängte Anordnung der Hütten mit dem unerlässlichen, die „Stadtmauer“ ersetzenden Flechtzaune. Neu ist uns nur die Verzierung des aus Bambusstäben gefestigten Eingangs-



. . . Das Eingangstor ist geziert mit getrockneten Elefanten- und Rhinoschwänzen etc. . . .

tores. Vom Wetter gebleichte Antilopenhörner, Stirnzapfen von Büffeln, getrocknete Elefanten- und Rhinoschwänze usw. Alles mehr oder weniger durch Insektenfrass, Regen und Wind zerstört. Hier wohnt ein „grosser Jäger“, oder besser gesagt, ein Wildschlächter! Der Begriff „Jäger“ im guten, deutschen Sinne kann und darf niemals auf den

Schwarzen angewendet werden, bei dem die Bestie erwacht, wenn er die Möglichekit zu töten hat, wenn er Blut riecht. Ein Stammesbruder Osmans, der mit diesem ins Land gezogen war, hat hier mit seinen Leuten seine Wohnstätte aufgeschlagen, um den Wildherden der Omo-Niederung nahe zu sein. So entstand Arkessi. In Pyrrhus Auftrag und Sold war er hierher gekommen, ausgerüstet mit modernen kleinkalibrigen Repetiergewehren und schweren Elefantenbüchsen bester Konstruktion. Pyrrhu wusste, dass das für die Waffen aufgewendete Geld durch Elfenbein und Rhinohörner sehr bald im Vielfachen hereinkommen würde, und er hatte recht behalten. Hunderte von Elefantenzähnen waren in wenig Jahren ihm eingeliefert worden, hunderte von Rhino-Hörnern. Pyrrhu vergrub in den Gärten seines Gibi die Taler, die er sonst nicht mehr aufzubewahren wusste. So viel brachte ihm der Wildmord!

Drei Stunden schon sitze ich in Arkessi und warte und warte. Keine Träger, kein Osman sichtbar. Die Sonne geht schon zur Rüste und immer noch nichts zu sehen. Wieder mustere ich mit dem Glase den schmalen Saumpfad, den wir gekommen. Na endlich! Die ersten Träger werden sichtbar, dann in grösseren und kleineren Abständen mehr und mehr. Ueber dreissig zähle ich, alles schwerbeladene Fussgänger, alles Schankella. Kein Berittener, kein Abessinier ist dabei. Also fehlt Osman noch mit seinem Stabe. Wer weiss, ob er heute, ob er überhaupt noch kommen würde? Bei der Unzuverlässigkeit der Schwarzen ist alles möglich.

Näher und näher kommt die Trägerkarawane. Der alte Graukopf marschiert als Führer voraus und darf als solcher ausnahmsweise eine Lanze tragen. Die Leutchen lassen sich augenscheinlich recht Zeit und zeigen durchaus kein allzugrosses Verlangen, möglichst rasch an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Sind sie doch heute seit langem wieder einmal allein unter sich und ohne Aufsicht, können reden und scherzen, können rasten, wann und wo sie wollen, ohne die Schlagstöcke und Fusstritte der Abessinier fürchten zu müssen.

Noch glauben sie sich unbemerkt und machen einige hundert Meter von uns entfernt abermals Rast. Unter

Kichern und Lachen nehmen sie sich gegenseitig die Lasten ab, dann bilden sie einen Kreis um den Graukopf, und ein Geplapper geht los, wie wenn sie sich den ganzen Tag nicht gesehen hätten. Harmlose Leutchen! Aly, der schon längst voll Ungeduld die Lasten erwartet, hat für solche Plauder-



Schankella-Trägerin.
. . . Die Weiber sind wenig schöne Gestalten mit kurzgeschnittenem Haar . . .

stündchen der verachteten Schankella keinen Sinn. Auf seinen gellenden Zuruf fahren sie erschreckt auf, hastig werden die Lasten aufgenommen, das frohe Geplauder ist mit einem Male verstummt und im Gänsemarsche, gebeugt und ängstlich kommt die verschüchterte Gesellschaft heran. Man sieht allen förmlich die Angst an, mit der sie nahen.

Im weiten Bogen geht der Alte um mich herum, „Sarro, Sarro“ grüsst er mit tiefen Bücklingen, „Sarro, Sarro“ wiederholen die anderen alle, wenn sie vorüberkommen, und schielen ängstlich nach dem Stocke. Sie können's gar nicht glauben, dass kein Arm sich hebt, der nach ihnen schlägt.

Im Hofe sehe ich mir meine Schankella näher an. Die Männer, untersetzte, muskulöse Gestalten, sind vollkommen nackt und legen nur Wert auf Schnitt und Pflege ihres Kräuselhaares, welches mitunter vollkommen die Form einer „Raupe“*) annimmt. Die Weiber sind im Gegensatze zu den Somali- und auch den Galla-Frauen wenig schöne Gestalten mit kurzgeschnittenem Haar. Ihre ganze Toilette ist ein rohgegerbtes Leder oder ein aus zerschlissenen Bananenblättern einfach und kunstlos hergestellter Lendengürtel, der halbwegs bis zu den Knien reicht. Der Eitelkeit des Weibes aber, die eben einmal in jeder Evastochter sitzt, bietet selbst diese ursprünglichste Toilette noch Gelegenheit zur Betätigung. Die Putzsucht ist eben doch das Weiblichste des Weibes. So konnte ich eine ganz reizende Szene beobachten. Eine der jüngeren Schankella-Weiber hatte sich kaum ihrer Last entledigt, als sie abseits ging, um Toilette zu machen. Bananenblätter, die sie sich während des Marsches bereits zugerichtet hatte, werden geschickt eins nach dem andern über den welk und unansehnlich gewordenen Blättergürtel gewunden. Voller und dichter wird der alte „Rock“, an Stelle des welken Brauns ist „modefarbenes“ Grün getreten. Befriedigt tritt sie zu den Ihrigen zurück und freut sich in echt weiblicher Weise darüber, dass ihre neue Toilette sogleich von zweien ihrer Busenfreundinnen bemerkt und jedenfalls gebührend kritisiert wird.

Dieweilen hat sich das Trägervölklein unter einem Regendache versammelt. Die Leute sind, nachdem sie die erste Angst vor dem neuen Herrn überwunden, in heiterster Laune, zumal sie etwas Mehl erhalten, aus dem die Weiber kunst- und geschmacklos die ungesalzenen Fladenbrote herstellen. Dazu gibt's Berberi! Ein Leckermahl für diese armen Neger. Wie sie schmatzen und kauen, welch Genuss aus

---

*) Wie bei den alten bayerischen Raupenhelmen.

ihren Mienen spricht! Es ist mir eine Herzensfreude zuzusehen. Die fröhliche Stimmung steigert sich noch, als ich ein Paket Nähnadeln — zu Tauschzwecken mitgenommen — verteile. Freilich haben die Schankella bei der mehr als einfachen Art ihrer Toilette nicht recht Verwendung dafür, doch freuen sie sich deshalb nicht minder über die glitzernden Geschenke, prüfen die Spitzen, stechen sich zum Scherze wie kleine Kinder in die Waden, bis schliesslich die kostbaren Nadeln eine nach der anderen in die Haarraupen der Männer, den einzigen Taschen, die es gibt, wandern, um dort als Familienschatz aufbewahrt zu werden.

Der alte Graukopf ist, wie mir Aly versichert, ein grosser Musiker und hat die selbstgefertigte Flöte mitgebracht. Er lässt sich nötigen, wie ein grosser Künstler, endlich aber legt er los. Der Genuss ist nicht gerade überwältigend. Ich kann überhaupt nur drei Töne unterscheiden, die er aus der Bambuspfeife herausbringt. Immer und immer wiederholt er sie in gleichem Rythmus, so dass ich bald genug habe. Das schwarze Völklein aber ist begeistert von Frau Musika, und mit noch monotonerem Gesange dankt es dem Alten für seine dreitönige Kunst.

Der Mond ist aufgegangen und ergiesst sein silberhelles Licht über die zauberhaft schöne Berglandschaft. Ich wundere mich über die vielen Feuer, die man da und dort an den Berghängen aufflammen sieht. Was bedeutet dies? Hütten der Eingeborenen haben wir doch hierum nirgends gesehen! Woher also die Feuer? — Es sind arme Schankella, die beim Scheine der Leuchtfeuer Insekten fangen, um sie als Leckerbissen zu verzehren*) Die Rinder, Hammel und Schafe, die sie einst züchteten, wurden ihnen, seit die Abessinier Herren im Lande sind, regelmässig weggenommen, bald unter dem, bald unter jenem Vorwand, so dass die meisten schon aufgegeben haben, Vieh zu züchten, das doch bloss in die Mägen ihrer Unterdrücker wanderte. So suchten sie ein anderes Mittel, den „Fleischhunger“ zu stillen. „Heute

*) Inwieweit diese Beobachtung richtig ist und namentlich, um welche Insekten es sich hier handelt, konnte ich an diesem einzigen Abend, an dem ich die Feuer sah, nicht feststellen. Ich gebe hier lediglich die mir auf meine Fragen gewordene Mitteilung wieder.

brennen nur wenig Feuer“, sagt Aly, „das Land ist leer, Pyrrhu hat die meisten Schankella mitgenommen.“

Huftritte hörte man in der Ferne und menschliche Stimmen, die bei der nächtlichen Stille doppelt so weit vernehmbar sind. Endlich also kommt Osman. Hat er nicht schon wieder Weiber bei sich? Deutlich höre ich ihr helles Gekicher! Wahrhaftig! Der Mann ist unverbesserlich! Nicht nur, dass er heute nachmittag sich aus ihren süssen Umarmungen kaum losreissen konnte und damit beinahe den Aufbruch vergessen hätte, er sorgte auch gleich für die nächsten Wochen vor, die ihm weiberlos unerträglich scheinen mochten. So kam's, dass Marscha und Balleti, zwei seiner Lieblinge, mitmussten.

Schon reitet Osman in das Gehöfte. Die zwei weiblichen Mitglieder seiner Leibgarde schreiten zu beiden Seiten des Reittieres und haben ordentlich zu tun, mit dem gutschrittigen Muli mitzukommen. Zu Fuss sind die „Damen“ scheinbar nicht schlecht, und da sie, wie ich mich überzeuge, auch noch ausgiebig mit allem möglichen Nützlichen beladen sind, so mögen sie mitkommen. „Nur Dienerinnen, Herr, keine Frauen“, raunt Aly mir zu, da er ein Donnerwetter für seinen Schützling fürchtet. Diese feine Unterscheidung der Osman stets umgebenden Weiblichkeit richtig zu erfassen, habe ich freilich niemals fertiggebracht.

Die Feuer der armen Schankella in den Bergen sind längst erloschen, der Gesang meiner Träger verstummt. Höher und höher steigt des Mondes silberne Scheibe; es geht auf Mitternacht. Doch kann ich heute keine Ruhe finden, kann die taghelle Zaubernacht nicht verschlafen. Sie ist zu schön und mein Herz zu voll. Dort unten, wo man im Mondenscheine die buschdurchsetzte Steppe zu erkennen glaubt, dort unten ist mein Glück...

Eine weisse Gestalt nähert sich mir. Osman ist es, der fröstelnd die Schama über Schultern und Kopf gezogen hat. Er zeigt auffällig schlechtes Gewissen, wohl wegen seiner heutigen Säumnis und der beiden Mitbringsel und will sich mir möglichst angenehm machen. Von Aly weiss er, wie dies am leichtesten zu erreichen sei. Der kennt meine Schwächen. „Uebermorgen wirst du Wild sehen, Herr, so

viel wie das Gras hier auf der Wiese, ich werde dich führen, und du wirst Ambassa, Gosch, Auraris schiessen. Wenn wir dann, mit Beute beladen, nach Bako zurückkehren, so werden die Tänze, die deine Siege feiern, drei Nächte dauern. Wir alle wollen tanzen dir zu Ehren, und die schönsten Mädchen aus dem Bakolande werden dein Auge erfreuen."

*

Auf letztem niederen Hügel steht unser Zelt. Vor uns endlich die Niederung, das Ziel des sechswöchigen Marsches. Akaziendurchsetzte Steppe, soweit das Auge reicht, bis hinunter, wo schwarze Rauchwolken aufsteigen. Dort ist der Rudolfsee. Das Gras dort unten ist schon wieder dürr und trocken geworden. Die nomadisierenden Eingeborenen brennen es nieder, um Platz zu schaffen für neues Grün. Welch unvermittelter Uebergang von Klima und Vegetation! Vor zwei Tagen noch in Bako volle Regenzeit, kalt und nass, von frischem Grün noch keine Spur, heute hier in Neri — so nennt sich die Landschaft vor uns — der Rege schon seit Tagen beendet, die Gräser in voller Blüte und mannshoch emporgeschossen. Dort unten gar ist seit Wochen schon kein Regen mehr gefallen, und das Steppengras beginnt bereits wieder auf dem Halme zu vertrocknen. Zum See hinab klarer, tiefblauer Himmel, gegen Bakos Berge zu dräuende Wetterwolken, wie abgeschnitten mit dem Rande des Berglandes. Möglich, dass wir von dem in den Bergen sich zusammenballenden Gewitter nochmals — hoffentlich zum letzten Male — etwas abbekommen, denn noch sind wir nicht ganz aus dem Bereiche des regenziehenden Hochlandes. Osman scheint so etwas zu fürchten, prüfend blickt er in die Berge, prüfend beobachtet er den Zug der Wolken. Werden wir wohl das Gewitter bekommen?... Es kommt, und zwar mit einer Heftigkeit, die selbst unsere bisherigen reichlichen Gewittererfahrungen zuschanden machte! Wie wenn der Wettergott, der uns nun tagtäglich während vieler Wochen seine Uebellaune hatte fühlen lassen, noch zum Abschied, ein grimmiges letztes Andenken an seine Macht geben wollte, bevor wir ihm endgültig in die

sonnige Niederung entwischten! In wenigen Minuten ist das Firmament mit tiefschwarzen Wolken überzogen, und schon bricht das Unwetter los. Urplötzlich setzt der Sturmwind ein mit einer Heftigkeit, dass unsere Zelte trotz ihrer guten Verankerung in höchste Gefahr kommen. Alys Alarmruf übertönt das Heulen des Sturmes und ruft Hilfe für mein äusserst gefährdetes „Haus" herbei. Fünf, sechs Leute fassen die Zeltleinen, Aly und ich haben mit Aufwand aller Kräfte zu tun, das Gestänge zu halten, dabei peitscht der Orkan die Regenmassen uns derart ins Gesicht, dass man Schmerz empfindet und die Augen schliesst. Ein Glück nur, dass der Hauptsturm ebenso schnell vorüber ist, wie er gekommen. Wir hätten sonst das Zelt dem Winde preisgeben müssen, um nicht selbst mit ihm den steilen, felsigen Abhang hinabgeweht zu werden. So erschöpft waren wir durch die übermächtigen Anstrengungen schon nach wenigen Augenblicken!

Wie aber sieht es im Lager aus! Eines der Zelte meiner Leute hängt völlig zerfetzt in der Krone einer Akazie, die Grashütten der Schankella sind glatt hinweggefegt, als wären sie nie bestanden; Decken, Kochtöpfe und anderes Hausgerät ist den Hügel hinab und teilweise noch Hunderte von Metern in die Steppe hinausgeweht. Das vor Nässe triefende Schankella-Völklein aber hat trotz des Unwetters seine gute Laune nicht verloren, und kichernd geht es hinunter, die Ausreisser wieder einzuheimsen. — Schon lacht wieder der blaue Himmel über uns, der Sonne sengenden Strahlen trocknen in kurzer Zeit alles, was an Mensch, Tier und Zubehör nass gewesen. Nach einer Stunde denkt niemand mehr an das Geschehnis, nur Bulali jammert um sein Zelt, das einst gewesen. Die anderen aber freuen sich drüber, dass er Kummer hat.

Zum ersten Male in Afrika sehe ich hier Wild in grösserer Menge, zum ersten Male ein Steppenbild, wie ich es erträumt. Ich sitze auf einem guten Ausblick gewährenden Felskopfe vor dem Lager und bringe das Glas nicht mehr von den Augen. Satt sehen will ich mich zunächst an all dem Getier da unten, bevor ich zur Büchse greife! Die Augen schmerzen fast von dem angestrengten Sehen, und immer wieder glaube ich, neues Wild zu entdecken: hier die herrlich gefärbten Tigerpferde, die ich

zum ersten Male in Freiheit beobachte, dort grössere und kleinere Rudel von Kuhantilopen, dazwischen die schlanken, licht gefärbten Grantgazellen mit ihren tiefschwarzen, fast übermächtig scheinenden Gehörnen. Endlich also einmal Wild in Menge, endlich einmal Jagd! Ich kann's kaum fassen. Die Schwarzen haben diesmal also nicht gelogen, und es sollte der weite Marsch doch nicht umsonst gemacht sein?! Wo es Zebra, wo es grosse und kleine Antilopen in solchen Mengen gab, wie ich da unten mit eigenen Augen sah, da war zurzeit ein gutes Jagdrevier und wohl auch mit Sicherheit auf Grosswild zu rechnen. Löwe, Büffel, Elefant und Rhino hatte mir Osman verheissen. Nun glaubte ich selbst, dass er recht behalten würde.

Ich kann es kaum erwarten, bis der Sonnenstand den Aufbruch zur Pirsch gestattet, und finde es unbegreiflich, dass Osman meine Jagslust nicht teilt. Was war nur wieder mit dem Manne los, warum wollte er nun nicht jagen? Er, der gestern noch mit seinen Jagdtaten geprahlt und wie ich nach dem ersten Pürschgang lechzte, war heute kaum zu bewegen, mich zu begleiten?! Osman war eben Jäger erst an zweiter Stelle, an erster Stelle kam bei ihm das Weib. Frauenreize hatten die Sinne des Unersättlichen schon wieder ganz gefangen genommen, darüber hatte er auf die Jagd vergessen. Sein Paradies lag hier in einem kleinen Zelte, nicht dort unten in der weiten Steppe! Alle seine Ausflüchte aber helfen heute nichts, alles Sträuben ist umsonst, er muss mit, ob er will oder nicht.

Herrlich war die Pürsche gewesen, das stattliche Gehörn eines mächtigen Kongonibullen die Ausbeute. Leicht hätte ich ein halbes Dutzend dieser grossen dummen Antilopen erlegen können, doch stand nach Massenmord nicht mein Sinn. Ein paar gute Gehörne für meine Sammlung und je ein Belegexemplar für das königlich zoologische Museum in Berlin, mehr wollte ich nicht. Osman aber dachte anders, er konnte meine Enthaltsamkeit nicht begreifen und verstand nicht, dass ich, endlich einmal am Wilde, nun nicht schiessen wollte. Zu was hatte er dann heute auf sein süsses Tete-a-Tete verzichtet? Er drängt und drängt in mich, zu schiessen, und als er keine Gegenliebe findet, reisst er selbst, ehe ich mich's versehe, sein Lee-Metford-

Gewehr herunter und repetiert dreimal in eine vor uns hertrollende Herde. Aasjäger, elender! Er tat es nie wieder auf unserer ganzen Reise und schoss nur mehr, wenn er Auftrag hatte. Die heutige erste Aussprache war ihm ordentlich in die Glieder gefahren.

Die Schatten der Dämmerung senken sich über die Steppe, die Lagerfeuer am Hügel zeigen die Richtung an, die wir zu nehmen haben. Das Tierleben der Nacht beginnt.



Die Grashütten meiner Schankella-Träger.

Ein Hyänenpaar heult weit draussen in der Steppe, ein vorwitziger Schakal begleitet seitwärts im Busche mit seinem Gekläffe unseren Marsch. Noch immer aber vermisse ich die Stimme, nach der ich mich am meisten sehne... Doch nun ertönt auch sie, mächtig, überwältigend, einzig schön. Der Löwe zieht auf Raub aus. In kurzen Abständen donnert der aus mächtiger Brust tief hervorgeholte Ruf über die Steppe. Das ist meine Musik.

Aufgeregt vor Freude empfängt Aly mich im Lager. „Hörst du den Löwen, Herr? Morgen wirst du ihn schiessen!

Osman dankst du es, der uns hierher gebracht, er ist doch ein grosser Jäger!“ Für heute abend lasse ich ihm die Freude und sein Vertrauen auf den geliebten Balambras. Bin ich doch selbst voll froher Hoffnung auf gute Jagd und habe darüber den eben gehabten Aerger schon wieder vergessen.

Lange noch sitze ich vor dem verglimmenden Lagerfeuer und lausche andächtig hinunter, was mir die Steppe nachts zu sagen hat. Die Schwarzen alle schlafen längst, nur die Wache stört ab und zu durch ihr Nahen die Träume von jagdlichem Glück und Ruhm. Bis ich auch sie verscheuche. In silberhellem Mondeslichte glitzert die Steppe, mein Paradies!

Am Omoflusse.

Das, was Osman mir von Neri verheissen, was ich selbst mir beim ersten Ansichtigwerden der Wildrudel dort erhoffte, blieb aus. Die Gegend hielt nicht, was sie versprochen hatte. Der erste grössere Jagdzug, den ich unternahm, zeigte mir dies nur allzu genau und stimmte meine ursprüngliche Hoffnungsfreudigkeit sehr, sehr herab. Von Morgengrauen bis sinkende Nacht hatten wir unter Osmans Führung die Steppe kreuz und quer durchzogen, hatten die schilfbewachsenen Ufer des Neribaches und andere dem Senegal als gute Wildlagen bekannten Ortlichkeiten abgepirscht und .... gesehen? Immer und immer wieder die dummen Kuhantilopen, dazwischen Grantgazellen und ab und zu einen Strauss. Von dem Grosswild aber, das allein ich zu jagen dachte, keine Spur. Man fährtete nicht einmal solches, mit Ausnahme der Löwen, die aber, wie uns sattsam bekannt, dank der Grasgewehre im ganzen Abessinierlande Nachttiere geworden sind und sich tagsüber in unzugänglichen Schlupfwinkeln aufhalten. Nur ein glücklicher Zufall konnte uns vielleicht einmal am Tage mit dem begehrten Raubtiere zusammenbringen. Die Hoffnung darauf war allerdings keine allzu grosse. Wo aber waren die Nashörner, von denen Osman gefaselt, wo die Elefanten? Nichts war zu sehen, auch keine frischen Fährten waren zu finden, nur alte, die meisten wohl schon Monate alt! Ganz spät am Nachmittage endlich eine frische Nashornfährte, die nach kurzem Verlaufe in der Steppe natürlich wieder in das unzugängliche Gebirge zurückführt. Auch die Nashörner haben Angst vor dem gewehrtragenden Raubtiere bekommen, schrecklich Angst und haben, seitdem sie die Uebermacht der Feuerwaffen kennen gelernt, gänzlich vergessen, dass sie vor wenig Jahren noch der Schrecken derer gewesen, vor denen sie nun in die Berge flüchten! Mit den Elefanten ist es

nicht anders. Auch sie meiden die dem Menschen zugängliche Steppe, und nur der Durst treibt sie noch aus den sicheren, wasserlosen Bergen zu Tal. Das alles ist hier Pyrrhus Werk. Jahraus, jahrein knallten die Grasgewehre seiner Jäger im Nerilande, bis nichts mehr geblieben war als Antilopen und kleines Getier, dessen Erlegung nicht die Taler brachte, die er so über alles liebte.

Welche Mühe hatte es dem deutschen Gesandten gekostet, für mich die Erlaubnis zu erwirken, einen Elefanten erlegen zu dürfen! Hat doch Negus Menelik, um die sonst unvermeidliche Ausrottung der Riesentiere hintanzuhalten, gerade noch vor „Torschluss“ die weise Bestimmung erlassen, dass es zur Tötung eines Elefanten seiner besonderen Erlaubnis bedürfe! Ein unzweifelhaft notwendiger Erlass, dessen praktischer Erfolg freilich nur sehr gering ist, da der Vollzug eigentlich nur den leicht zu überwachenden Europäern gegenüber gesichert werden konnte, nicht aber bei den Bewohnern der elefantenreichen, entlegenen Provinzen. Das konnte ich auf dem Marsche von Bako bis zum Rudolfsee genugsam feststellen, und die vielen Dutzend gebleichter Elefantenschädel, die ich selbst fand, liessen mir die Erzählungen Osmans über die noch in den letzten Jahren stattgehabten Elefantenschlächtereien glaubhaft erscheinen. Dass der Senegal dabei seine eigenen Heldentaten nicht vergass und die Zahl der erlegten Elefanten nach grosser Herren Art durch die Beute seines Gefolges ergänzte, war bei der Prahlerei des Mannes selbstverständlich. „Achtzehn Elefanten habe ich dort in dem kleinen Walde getötet“, erzählte er mir, so oft ich es haben wollte, nur vergass er dabei — wohl versehentlich — zu bemerken, dass damals ausser ihm noch etwa 20 Askari mitschossen, die der meist aus Kühen und Kälbern bestehenden Herde den Weg verlegt hatten!

Drei Tage hatte ich in Neri gejagt und nur das bestätigen können, was mir der erste Jagdzug schon gezeigt. Elefanten und Rhinos waren ausgerottet oder doch durch die stete Verfolgung vertrieben. Löwen gab's; doch mit ihnen zusammenzutreffen war ein Glücksfall, auf den nach so vielen Enttäuschungen selbst mein Optimismus nicht mehr zu hoffen wagte. „Was also kannst du mir zeigen?“

herrschte ich Osman an. „Wo ist das Grosswild, das du mir versprochen?“ Da er die Antwort darauf nicht geben konnte, suchte der Schlaue seine Position durch Vertröstungen auf die Zukunft zu retten: „Warte, bis wir zum Omoflusse kommen, dort werden wir finden.“ So sprach er und fand noch einmal Glauben.

*

Zwei Tage später. Der Omo ist erreicht. In tief eingeschnittenem Flussbette fliesst sein trübes Wasser zwischen roten Lehmwänden träge dahin. Weit über 200 Meter sind es hinüber, so schätze ich, mit der Büchse den jenseitigen Uferrand anvisierend, die Entfernung. Ein mächtiger Fluss.

Auf erhöhtem Punkte steht dicht am Ufer eine einsame abessinische Hütte, umfriedet von einem Flechtzaun. Unser heutiges Ziel. „Ein Wachhaus der Pyrrhuleute“, erklärt mir Aly. Den Zweck der Station kann ich mir wohl denken, zumal am jenseitigen Ufer zwischen mächtigen Bäumen Hütten der Eingeborenen hervorlugen. Die zwei Einbäume unten am Ufer stellen die Verbindung mit der Negersiedlung drüben her, wenn dort wieder einmal etwas zu holen ist. Auch der Saumpfad am Ufer, der vom Rudolfsee nach Bako führt, kann von der „Zollstation“ aus beherrscht werden, und gar manchmal kommen hier Eingeborene aus dem Süden vorbei, für deren Traglasten auch Pyrrhu Verwendung hat. Es ist in Pyrrhus Art, ein Land richtig auszusaugen, entschieden System, und man kann diesem Raubritter eine gewisse Bewunderung nicht versagen. Er ist zum mindesten kein schlechter Organisator.

Die zwei „Zollbeamten“, die zurzeit das Wachhaus bewohnen, sind im Nebenamte wohl auch Jäger. Das zeigt ihre moderne, aus Manlicher-Gewehren (!) bestehende Bewaffnung. Recht viel aber scheinen sie in den letzten Monaten nicht ausgerichtet zu haben. Sie hatten, wie wir, keinen Elefanten, kein Nashorn zu Gesicht bekommen! Das stimmte so ganz zu dem Bilde, das ich mir auf dem Marsche von Neri bis hierher gemacht hatte. Zu den ewigen Kuhantilopen und Grantgazellen waren noch Zebras in grösseren Rudeln getreten, ausserdem zeigte sich der Fluss belebt von scheusslichen Krokodilen, die einzeln oder in

Gesellschaft auf den wenigen flachen Uferstellen lagen. Das war aber auch die ganze Mehrung des Tierlebens gewesen, sonst gab's nichts Neues und vor allem nicht das Wild, nach dem ich immer leidenschaftlicher verlangte. Sollte ich wieder ohne die begehrte Beute heimkehren, sollten alle Strapazen und Mühen umsonst aufgewendet sein? Nach den heute erhaltenen Mitteilungen war die letzte Hoffnung in mir geschwunden, war ich völlig mutlos geworden. So wie in Neri und hier, so wird es wohl auch noch weiter hinunter zum Rudolfsee sein. Die zahlreichen Pyrrhuleute, die seit Jahren hier jagten, werden wohl auch dort schon längst reinen Tisch gemacht haben! Ich war also wieder einmal, wie schon so oft in jagdlicher Beziehung zu spät gekommen. Das war die Stimmung, mit der ich am Strande des Omo stand. —

Die Leute sind inzwischen geschäftig daran, das Lager zu schlagen. Neben das Wachhaus kommt mein Zelt. Die hohen Holzgerüste innerhalb der Siedlung fallen mir auf. Ich sehe sie zum ersten Male. Es sind die Schlafstellen der Wachleute zur Zeit der Moskitoplage, die, wie man mir sagte, in der ganzen Gegend zeitweise furchtbar sein soll. Nur in luftiger Höhe, die wenigstens einigermassen vor den gefährlichen Quälgeistern schützt, vermag der Mensch in den moskitoregen Nächten Schlaf zu finden; zu ebener Erde wäre dies auch dem abgehärtetsten Eingeborenen unmöglich. Nun erkläre ich mir auch die nestartigen Bauten der Neger in den hohen Bäumen am jenseitigen Ufer. Sie dienen demselben Zwecke. Kein beneidenswerter Aufenthaltsort.

Es gilt Abschied nehmen von dem braven Trägervölklein, das meine Lasten von Bako bis hierher getragen. Mit dem heutigen Tage haben wir die Grenze eines anderen Negerstammes erreicht und meine wackeren Bako-Schankella sind nicht um alles zu bewegen, weiter mitzuziehen. Die Angst fast aller afrikanischen Stämme, ihr engbegrenztes Territorium zu überschreiten, ist mir schon immer aufgefallen und wirft gerade kein allzugutes Licht auf die nachbarlichen Beziehungen. Der „Drosselschnitt" ist, wie man mir wiederholt versicherte, der übliche Willkommgruss, den man dem betroffenen lieben Nachbarn bietet. Wird es in Wirk-

lichkeit auch nicht immer so arg sein, so wurzelt die Angst davor doch tief in der Seele der Neger. Also wollte ich die guten Leute nicht zwingen, weiter mit mir zu ziehen, zumal uns nun zur Beförderung unserer Lasten Omo abwärts die Kähne der „Zollstation“ zur Verfügung standen.

Der Abschied von meinen guten Trägern wird mir fast schwer, sie haben mir von Anfang an in Treue und Liebe gedient und mir so manchen Beweis ihrer Anhänglichkeit gegeben. So hatten sie einmal ein frisches Perlhuhngelege gefunden und, selbst hungrig, die Eier mir bis zum letzten Stücke abgeliefert, ein andermal das schwere Leopardeneisen, das ich im Busche versteckt, kilometerweit zum Lager geschleppt aus Besorgnis, es könnten Unberufene das Eisen finden und mir stehlen. Männlein und Weiblein sind gleich rührend in ihrer Anhänglichkeit gewesen und drängen sich nun alle nochmals heran, mir zum Abschiede Hände und Füsse zu küssen. „Sarro, Sarro“ ... Dann geht es im Gänsemarsche unter des Graukopfs Führung zurück in die bergige Heimat, und lange noch kann man das Geplapper und Lachen der Heimziehenden vernehmen. Der Abschiedsschmerz ist schon wieder vergessen, er hat sehr bald ausgelassener Fröhlichkeit Platz gemacht. Geht es doch zurück zur heimatlichen Scholle, an der auch der arme Schankella hängt. Harrt seiner dort oben auch wieder Frondienst und Peitsche, so ist es doch das Bako-land — das Heimatland!

Für mich aber heisst es weiter, immer weiter nach dem Süden bis zum Rudolfsee. Den wollte und musste ich unter allen Umständen erreichen, dann hatte ich wenigstens einen Erfolg. Auf einen jagdlichen rechnete ich seit gestern nicht mehr. Antilopen und anderes Steppenwild würde ich ja schiessen, doch deren halber reist man nicht tausende von Kilometern.

Ein heisser Morgen bricht an. Die beiden Kähne werden „seeklar“ gemacht. Es sind rohgezimmerte Einbäume, über deren Festigkeit ich die schwersten Bedenken hege. Mir bangt für meine unentbehrlichen Habseligkeiten, als der erste bis zum Rande beladene schwankende Einbaum vom Ufer abstösst. Der schwarze Fährmann aber hat für meine Sorge kein Verständnis, er grinst vor Vergnügen über meine ängstlichen Zurufe. Ist er doch Meister in seinem Berufe

und kennt den Fluss und seine Tücken! Ruhig und sicher handhabt er stehend die lange schwere Ruderstange, dabei jede Gewichtsverlegung mit dem eigenen Körper ausgleichend, und als der Kahn um die nächste Biegung verschwunden ist, habe auch ich keine Sorge mehr, dass er gut landen werde. — Der zweite Einbaum kommt daran. Die Lage ist hier noch kritischer, zeigt der Kahn doch dicht über der Wasserlinie ein faustgrosses Loch. Was tut's. Ein zusammengedrehtes nasses Tuch wird hineingestopft und zur weiteren Dichtung innen noch mit Lehm verschmiert. Mir wird angst und bang um die Lasten, und es tröstet mich nur der Umstand einigermassen, dass es sich hauptsächlich um Osmans Sachen handelt! Auch dieser Kahn verschwindet um die Biegung; wir selbst folgen auf dem Saumpfade des Ufers. Es ist ein kurzer Marsch, nur zwei Stunden dann kommt wiederum ein Wachhaus in Sicht. Daneben das Negerdorf, dem wohl in erster Linie diese „Aufmerksamkeit" Pyrrhus galt. Hier wollen wir Rast machen, bis die Mittagshitze vorüber ist.

Der Häuptling des Dorfes, von unserem Kommen bereits verständigt, will dem Ferenki einen würdigen Empfang bereiten. Er zieht mit seinen Leuten uns entgegen. Als Willkommgruss erhebt sich ein gellendes Geschrei, ein Springen und Tanzen. Dazwischen fallen Gewehrschüsse, der Ehrensalut! Ein wilder Spektakel, mit dem wilde Menschen ihre Freude, ihre Ergebenheit zum Ausdruck bringen wollen. So also sahen die „bösen" Negerstämme im Süden aus, von deren Wildheit und Grausamkeit man mir in Addis-Abbeba genugsam erzählt hatte! Ich wollte nur, zu Hause wären die Leute auch immer so freundlich mit mir, wie dort unten die Neger. Dass diese freilich Gras-Gewehre besassen und dazu, wie mir die höchst überflüssigen Freudenschüsse zeigten, genügend Patronen, war eine Entdeckung, die ich lieber nicht gemacht hätte. Sie sagte mir, dass hier unten auch noch Hilfstruppen aus den tiefstehenden Negerstämmen gegen Elefanten und Nashörner mobil gemacht worden sind!

Die Eingeborenen hier, Neger aus dem Carostamme, unterscheiden sich schon in ihrem Aeussern von den Bakonegern. Die Männer sind hohe, schlanke Figuren und im Gegensatz zu den Bakoleuten beschnitten. Die raupen-

förmige Haartracht ist verschwunden, sie tragen die Haare gleichmässig kurz geschnitten und im Nacken weit herauf rasiert. Ihre Toilette ist die denkbar einfachste: eine Kette Glasperlen um den Hals, eine Schnur mit aufgereihten Muscheln um die Hüften, dazu noch ein Stück rohgegerbtes Leder, das sie aber auffallenderweise nicht um die Lenden, sondern am Rücken tragen. Zum ersten Male, dass ich Tätowierungen sehe! So an beiden Oberarmen des Häuptlings, der, wie mir Osman erklärte, ein grosser Krieger ist. Die Marken in der Haut verkünden seine Siege. — Die Carofrauen zeigen wenig Reize: schlechte Brüste, schlechte Beine, überhaupt männlichen Einschlag. Ihre Toilette besteht aus einem kurzen Lederschurze und den gleichen Schmuckketten, wie die Männer tragen. —

Glühend heiss brennt die Sonne nieder, alles erschlaffend. Afrikanische Hitze, nach der wir uns seit Wochen der Kälte und des Regens im Hochlande gesehnt! Nun hatten wir sie, reichlich, fast überreichlich, so dass wir einen guten Teil des Tages tatenlos verbringen mussten. So auch heute, wo wir vormittags nur wenig Stunden marschieren konnten. — Den Schwarzen erscheint Nichtstun und stumpfsinniges Herumsitzen als die idealste und allein lebenswerte Beschäftigung, für mich aber ist es direkt eine Qual; auch in Afrika. Das täglich mit grosser Gewissenhaftigkeit geführte Tagebuch ist bald ergänzt, zumal es von heute noch nicht viel zu berichten gibt, dann muss ich mich um anderweitige Beschäftigung umsehen. Eben trete ich vor die Hütte, um mich über den Stand der Sonne zu unterrichten, da winken mir Eingeborene, die vom Wasser kommen. Es gibt wohl was zu schiessen und ich greife nach der Büchse. Richtig, auf gegenüberliegendem Ufer hat sich ein riesiges Krokodil auf eine flache Uferbank heraufgeschoben. Eine nassglänzende Rinne im fetten Schlamme zeigt die Spur der scheusslichen Echse. Wohl ist es weit, sehr weit hinüber und das Ziel schmal. Lange und sorgfältig ziele ich, dann bricht der Schuss. Die Kugel schlägt, und todwund wälzt sich das Krokodil noch mit letzter Kraft in die schützende Flut. Die Eingeborenen jubeln. Nicht nur, weil wieder ein Erbfeind weniger, sondern auch des Schusses halber. „So weit

kann nur ein Ferenki töten!“ Mehr als der Kaiserbrief nutzte mir hier unten der Schuss, mein Ruf als Schütze war befestigt und eilte mir wie auf Windesflügeln voraus bis hinunter zum See. Das Schiessen ist eben die „Gabe des Weissen“ und wird von den Schwarzen, die mit wenig Ausnahmen immer nur Stümper bleiben, darum ganz besonders bewertet. — Wieder winken die Schwarzen. Ein Krokodil zieht stromabwärts. Nichts sieht man von dem Riesentiere als die hervorstehenden Nüstern und die flache Augenpartie, alles übrige deckt das Wasser. Wer es nicht weiss, wird niemals in dem unbekannten Etwas ein mächtiges Krokodil vermuten, das den Strom abpatrouilliert. Ein feiges, heimtückisches Geschöpf. Wieder glückt der Schuss. Zu Tode getroffen schnellt das Tier empor, und mit dem mächtigen Schwanze peitscht es in letzten Zuckungen die hochaufschäumenden Fluten, um darin zum letzten Male unterzutauchen. Stromabwärts aber lauern schon die gefrässigen Artgenossen und zerreissen in wilder Gier den noch zuckenden Bruderleib.

Die Sonne hat den höchsten Punkt schon geraume Zeit überschritten. Die Schatten werden allmählich länger, und wir können an den Aufbruch denken. Unser heutiges Marschziel ist das nächste Wachhaus am Omo, nur wenige Stunden von hier. Duse nannte Osman das Dorf, wenn man die wenigen Hütten so bezeichnen will. — Die beiden Kähne mit dem Gros unserer Lasten sind nach dort bereits abgegangen, Osman soll die Karawane nachführen, ich aber will den Tag noch nutzen und, seitwärts in die Steppe ausbiegend, eine grössere Pirsche mit dem Marsche verbinden. Der Häuptling der Caroleute wollte mich selbst führen, da ich ihm Fleisch versprochen, wenn er mich zu Schusse brächte.

Die Hitze wirkt noch immer erschlaffend. Ich habe, zumal in der ersten Stunde kein Stück Wild zu sehen war, mein Maultier wieder bestiegen und reite an der Spitze des kleinen Trupps. Hinter mir der Eingeborene, dann Gabre und Bulali als Gewehrträger. Nichts ist zu sehen, nicht einmal die sonst unvermeidlichen Kuhantilopen und Grantgazellen. Es ist wohl auch ihnen heute zu heiss, und haben sie sich an schattigen Plätzen eingestellt. Die

anfänglich gespannte Aufmerksamkeit fängt an zu erlahmen. Da . . . mit einem Male wird mein Blick gebannt wie durch eine Vision, die ich mir im ersten Augenblicke nicht erklären kann. Eine unförmliche, durch einen Dornbusch halb verdeckte Masse fängt an sich zu erheben, wird höher und höher, will nimmer enden, bis das mächtige Tier alles überragend, einer lebendigen Säule gleich in der Steppe steht. „Katschina“, Giraffe! Die erste, die ich im Freien gesehen. Ein überwältigender Anblick, viel überwältigender, als ich je gedacht. Nur zu kurz war er mir leider vergönnt, denn auch mein Muli war von dem ersten Eindruck „überwältigt“. Kehrtmachen und ausreissen war eins. Dahin stürmt es über die Steppe, immer geradeaus, wie toll vor Entsetzen. Schon sehe ich einen ausgedehnten Dornbusch vor mir, in dem ich unbedingt verunglücken muss, wenn es mir nicht noch im letzten Augenblick gelingt, das rasende Tier seitwärts zu reissen. Ein Glück nur, dass die Zügel halten; ein verzweifelter Riss und das schwache Tier geht kopfüber.

Gottlob die Knochen sind heil. Das ist das erste, was ich nach dem Sturze festgestellt hatte. Bei dem nächsten Schritte aber schon merke ich einen heftigen Schmerz in der Leistengegend, wie wenn etwas zerrissen oder doch gedehnt wäre. Das fehlte gerade noch, dass ich einen schwereren inneren Schaden davongetragen hätte! Es wäre schlimm um mich bestellt gewesen. Ist doch der nächste Arzt in Addis-Abbeba erst nach Monaten erreichbar, und bin ich im Umkreise von vielen hundert Kilometern wohl der einzige Europäer. Wenn ich erkrankte, wen hatte ich zur Pflege und zum Trost? Niemanden, als die unvernünftigen Schwarzen. Würden sie auch bei mir aushalten oder aber, wenn ich krank und schwach, mich verlassen? Blitzartig kommen diese wenig erfreulichen Gedanken und lassen mich die Zukunft in schwärzesten Farben erscheinen. Masslose Wut erfasst mich gegen das Tier, das mir das angetan. Wo ist es, dass ich es züchtigen, dass ich es töten kann? — Das Muli aber hat den besseren Teil erwählt und Reissaus genommen. Gabre und der Carohäuptling, die ihm nachgeeilt waren, kommen schon wieder zurück. Sie haben die Verfolgung aufgegeben, als sie das dahin-

rasende Tier ganz in der Ferne über die letzte Bodenwelle verschwinden sahen. Hoffentlich holte es über Nacht der Löwe, ich wollte mich ordentlich darüber freuen! Leider war dem nicht so. Denn nach zwei Tagen schon war es wieder bei uns. Was schlecht ist, verliert man nicht leicht; das ist eine alte Sache.

Bulali hatte inzwischen Kneifer, Uhr und anderes, das beim Sturze mit mir in hohem Bogenfluge auf dem harten Steppenboden gelandet war, gesammelt. Der Kneifer war ganz geblieben, die Uhr aber hatte ihre Teil abgekriegt. Damit war für mich auch der letzte Zeitmesser ausser Gang gesetzt. Der Sonnenstand musste fürderhin die Uhr ersetzen. Kleinigkeiten, wenn nur mir am Leibe nichts Ernsteres passiert war!

Die Stimmung, mit der ich auf einen Lanzenschaft gestützt mich zum Lager schleppe, ist gerade keine rosige. Hoffen und Bangen wechseln miteinander ab. Vielleicht war's doch nur eine leichte Zerrung von keiner weiteren Bedeutung? Möglich aber eine innere Zerreissung, deren Folgen dann unsagbar traurige sein konnten! Siech und krank hier unten ohne Hilfe! Entsetzlich!

Der Schatten der Dämmerung liegt schon über der Steppe, Perlhühner und Frankoline rufen die Ihrigen zusammen, es wird Abend. Der Feuerschein, der von der Anhöhe zu uns herüberdringt, zeigt uns die Richtung zum Lager an, und bald vermögen wir die Stimmen Alys und Osmans zu unterscheiden, dazwischen das Gekicher der beiden Mädchen. Der lange Marsch hat mir scheinbar gut getan, die Schmerzen waren geringer geworden und zeitweise kann ich sie beinahe ganz vergessen. Damit hat mein Optimismus auch schon wieder die Oberhand gewonnen; ich denke gar nicht mehr daran, dass es weiter fehlen könnte und schmiede für morgen bereits wieder Jagdpläne. Allmählich regt sich auch wieder der Hunger, das ist immer ein gutes Zeichen. Aly muss heute die doppelte Portion Makkaroni anrichten. — Es ist mir, wie wenn ich haarscharf an einer grossen Gefahr vorübergekommen wäre! So etwas muss gefeiert werden.

Der abwechslungsreiche Tag sollte nicht ohnen einen stimmungsvollen Schlussakkord enden. Ich ruhe längst auf

meinem Feldbett im Freien unterm sicheren Moskitonetze und freue mich noch vor dem Einschlafen über die unvergleichlichen Sternbilder des südlichen Himmels, die auf meine Liegestatt herunterblitzen. Im Lager ist es ruhig und still geworden. Da mit einem Male ein mächtiger Radau! Ich erkenne deutlich die Stimme Osmans, der ein verzweifeltes Jammergebrüll anhebt. Dazwischen sein „Mon dieu, mon dieu", das der Gentlemen-Neger mit Vorliebe anwendet, um in allen Lebenslagen seine überragende Bildung zu zeigen. Eingeborene eilen mit brennenden Holzfakeln vorbei, Aly stürzt mit der Zeltlaterne an mir vorüber, hellichter Aufruhr. Was ist los? Mühsam humple ich zu Osmans Liegestatt. Der Kreis der Schwarzen öffnet sich. Auf dem Boden sitzt Osman, fahl vor Angst und Schmerz unter der schwarzen Haut und sieht mich hilfesuchend an, dieweilen die beiden Mädchen eifrigst mit seinem blossen linken Fusse beschäftigt sind. Mit angstvoller Stimme bringt Osman schluchzend hervor, dass ihn ein Skorpion gestochen habe und zeigt mir den Missetäter. Es ist eine kleine, weniger giftige Art, deren Wirkung ich aus Erfahrung kenne. Zwei meiner Leute waren in letzter Zeit davon gestochen worden, ohne bleibenden Nachteil zu tragen. Ein, zwei Tage lang heftige Schmerzen und partielle Lähmung, dann war es wieder vorüber. Mit stoischer Ruhe hatten's die jungen Burschen getragen und, ohne zu zucken, mit glühender Kohle den Giftstoff aus der Wunde zu entfernen gesucht. Osman aber, der vielgepriesene Held, jammerte wie ein Weib und flehte mich herzerweichend an, die Medizinkiste zu holen und ihm zu helfen. Es ist mir eine wahre Herzensfreude den Weichling, der mir schon so viele unangenehme Stunden bereitet hatte, in dieser Lage zu sehen, und hoffte ich nur im stillen, dass die Einspritzungen mit Chlorkalklösung, die ich ihm mit grosser Umständlichkeit verabreichte, nicht allzu schmerzlindernd sein möchten! Freilich dachte ich dabei nicht daran, dass der Skorpionstich mich wieder zwei volle Tage kosten würde. So lange war der Schwächling marschunfähig.

Zum Rudolfsee.

Glühend heiss brennt die Sonne hernieder. Es geht auf Mittag. Durch die von Akazien durchsetzte Steppe zieht eine kleine Karawane. Die Leute sind müde, das zeigt schon die gelockerte Marschordnung. Immer wieder kommt — oft nach grösseren Abständen — ein Einzelgänger oder ein kleiner Trupp daher. Die kaum zwanzigköpfige Karawane hat sich auf fast einen Kilometer auseinander gezogen. Ganz am Schlusse Osman mit den beiden immer vergnügten und munteren Mädchen, die an Leistungsfähigkeit so manchen Mann unserer Karawane zuschanden machten Osman inbegriffen. Dem Senegal kommt das Marschieren hart an; der Weichling laboriert immer noch an dem vor Tagen erhaltenen Skorpionstich und war durchaus nicht erfreut, als ich ihm sein Maultier nahm und den stark fiebernden Aly darauf setzte. Auch mein eigenes Muli, das nach jener Giraffenaffäre zwei Tage abgängig war, dient wieder eingefangen dem Krankentransporte. Sarte sitzt darauf. Eine ursprünglich bedeutungslose Beinwunde hatte, nachdem der Bursche in meiner Abwesenheit die den Filmsrollen beigelegten abgerissenen Klebestreifen über die Wunde gepappt hatte, stark zu eitern angefangen, so dass ich um sein Leben bangte. Er war über Nacht so schwach geworden, dass er im Sattel gestützt werden musste, sonst wäre er vom Reittiere gefallen.

Wenn nur die Leute den heutigen Marsch noch aushalten, dann will ich ihnen gerne eine Woche Rast und Ruhe gönnen. Nur Gelef will ich noch erreichen, die Landschaft an der Nordspitze des Rudolf-Sees. Dort sei, wie man mir sagte, der letzte Wachposten Pyrrhus im Süden und konnte das Gros meiner Karawane sehr wohl eine

Zeitlang rasten, während ich selbst mit den wenigen Gesunden Ausflüge zum nahen See und dessen Umgebung machen wollte.

Auf einer guten Ausblick gewährenden Bodenwelle liegt die Ansiedlung. Grösser und umfangreicher als die bisherigen Wachhäuser ist sie mit einem richtigen Dornenwalle geschützt und birgt ein halbes Dutzend kleiner abessinischer Hütten. Daneben die hier unten unentbehrlichen Schlafgestelle, deren höchstes ich sofort erklimme, um Ausschau zu halten nach dem Süden. Wahrhaftig, der Rudolfsee! Deutlich sieht man mit blossem Auge die grünen Schilfpartien am Ufer, deutlich den blitzenden Wasserstreifen am Horizont. Ein Marsch nur noch von wenig Stunden, dann bin ich dort! Gegen Westen endloses Grün: die ausgedehnten binsen- und schilfbewachsenen Sümpfe der Omo-Mündung. Weisse Vögel ziehen hin und her: Kuh- und Edelreiher.

Die Karawane ist inzwischen vollzählig einpassiert; ich muss bei dem hohen Krankenstande meiner Leute selbst mit Hand anlegen, das Zelt aufzuschlagen, das seinen Platz inmitten der Ansiedlung findet. Die Eingeborenen der Landschaft, die nomadisierenden Gelefs, deren Hütten unweit unseres Lagers stehen, haben sich noch nicht sehen lassen. Die Neugierde scheint sie nicht übermässig zu plagen. Erst am späten Nachmittage, als die Sonnenstrahlen an Stärke nachgelassen, kommen einige ins Lager. Es sind auffallend grosse, unschön gewachsene Gestalten, von denen nur wenige ein Lendentuch tragen. Die meisten sind völlig nackt bis auf die schweren eisernen Halsringe und Armbänder oder die Schnüre aus blauen und weissen Porzellanperlen. Die Bewaffnung besteht aus langschaftigen Wurflanzen, deren Spitze dolchartig ist oder die Form einer schmalen Messerklinge hat. Nur einer trägt Gras-Gewehr und Patronengurt: Pyrinaso, der junge Häuptling des Stammes. Haben die Gelefs zuerst von mir keine Notiz genommen, so ist es jetzt auch umgekehrt der Fall. Ich tue, wie wenn ich die „Herren" gar nicht bemerkte, und schreibe ruhig an meinem Tagebuch weiter. Wortlos lassen sie sich neben meinem Zelte nieder und warten, bis ich mich ihrer erinnere. Die Zeit zu kürzen, beginnen zwei von ihnen nach

einer kleinen Weile ein durch die Wahl der Mittel zum mindesten eigenartiges Glücksspiel. Als Würfel dienen Sandalen, die mit den Sohlenflächen aneinandergehalten und so in die Luft geworfen werden. Je nachdem nun die Sandalen wieder auf den Boden zu liegen kommen — „Rück oder Schneid" —, hat der Werfende einen Punkt gut gemacht oder nicht. Trotz der stoischen Ruhe, die mir gerade bei den Stämmen des Tieflandes aufgefallen, ist bei



. . . Die Gelefmänner sind auffallend grosse unschöne Gestalten . . .

diesen beiden Spielratzen eine gewisse Leidenschaft unverkennbar, die sich mehr und mehr steigert und gegen Schluss des Spieles auch dem Zuschauerkreise mitteilt. Der letzte Wurf ist gefallen, das Spiel zu Ende. Befriedigt zieht der Gewinner die alten abgenützten Sandalen, die soeben noch den Würfel ersetzen mussten, wieder an. Sie haben ihm guten Gewinn gebracht. Vielleicht ist es das Weib des andern, vielleicht dessen schönstes Buckelrind — im Werte so ziemlich dasselbe —, das ihm zugefallen!

Das Tagebuch ist nachgetragen und wird in sicherer Blechhülse wiederum wohl verwahrt. Ich habe nun Zeit, mich meinen Gästen zu widmen. Osman führt die Verhandlungen mit orientalischem Zeremoniell und Verschlagenheit. In blumenreichen Wendungen und endlosen Komplimentierungen versichert er den Gelefs die Freundschaft des weissen Mannes, von dessen Macht und Reichtum er nicht genug erzählen kann. Dann ganz am Schlusse die Pointe: „Bringt dem Herrn Milch und Hammel in das Lager und schicket alltäglich am Morgen und am Abend Weiber, die für die Karawane Wasser holen. Denn unsere Leute sind alle krank und bedürfen der Ruhe! Der Herr wird euch dafür reich beschenken."

„Na-faia, Na faia!" Darauf die Antwort „Faia-na, Faia-na!*) Ich reiche Pyrinaso die Hand und zum Zeichen meines Reichtums und ausserordentlicher Freigebigkeit mache ich ihm zwei runde Messingmarken, wie solche mir seinerzeit beim Arrangement einer Geweihausstellung übrig geblieben waren, zum Geschenke und stelle weitere in Aussicht. Die Augen des Schwarzen funkeln vor Begier, als ich ihm einen Blick in die Pappschachtel tun lasse, in der noch Dutzende dieser Kleinodien aufbewahrt sind! Wahrhaftig: Osman hat nicht gelogen, der Ferenki ist ein grosser, reicher Mann!

Die Situation muss ausgenutzt werden. Höchst eigenhändig befestige ich mit Messingdraht die beiden Marken in Pyrinasos durchlochtem oberen Ohrenrande, und stolz wie ein Pfau verlässt der Häuptling bewundert von den Seinen das Lager, um zu Hause neue Triumphe zu feiern. Die junge Freundschaft ist besiegelt. —

Noch steht die Sonne am Himmel, und schon kommen die ersten Moskitos aus ihren Schlufwinkeln hervor. Ohne Scheu vor dem Lichte, so ganz gegen die Regel. Von Minute zu Minute werden die Schwärmer dichter, und als die letzten Strahlen der Sonne hinter den Akazien verschwunden, hat die Plage ihren Höhepunkt erreicht. Myriaden und abermals Myriaden dieser unheimlichen Gesellen erheben sich zu verderbenbringendem Tanze. Es ist, wie wenn ein Schleier vor unseren Augen sich senkte, so dicht sind die Schwärme, und ein laut summendes Geräusch entsteht durch die un-

*) Gruss und Gegengruss im Geleflande.

ermessliche Zahl der gefährlichen Individuen, von denen ein einziges genügt, dem Menschen das furchtbare Malariagift einzuimpfen. So hätte ich mir die Plage im Seegebiete wahrhaftig nicht vorgestellt, trotz all der Beschreibungen Osmans! Freilich sind wir auch gerade zur allerungünstigsten Zeit eingetroffen! Mit dem grünenden Grase sind auch die Moskitos gekommen, und gerade jetzt war der Anfang und damit auch der Höhepunkt der Plage. „Jetzt ist der Moskito-



Unsere Wasserträgerinnen im Geleflande.

monat hier unten. Kehre zurück, Herr, sonst werden alle sterben!“ So hatte Aly gestern in fieberfreien Stunden in mich gedrängt. Er kannte aus Osmans Erzählungen die furchtbare Plage und Gefahr, die uns drohte. Vielleicht war dies nicht einmal so arg übertrieben, denn auch die Gelefs hatten heute erzählt, dass so viele Leute von ihnen krank seien und die kleinen Kinder massenweise sterben würden! Sie waren schon halb und halb entschlossen, das totbringende Land zu verlassen und sich andere Weidegründe zu suchen bezw. im Kampfe zu erobern.

Es ist ganz unmöglich, den Abendimbiss im Freien einzunehmen, obwohl Bulali hinter mir steht und mit einem grossen Tuche sehr geschickt starken Luftzug erzeugt! Die Hand, die den Löffel zum Munde führt, ist im Augenblicke bedeckt von den Blutsaugern. Nacken, Hals, Augenlidnr Lippen, sind in kürzester Zeit trotz nervöser Abwehr zerstochen und verschwollen. Ich vermag die Pein auch nicht eine Minute länger zu ertragen. Löffel, Gabel und Blechteller mit den noch kaum berührten Speisen fliegen zur Erde, und fluchtartig stürze ich unter mein Moskitonetz dabei noch Dutzende der Quälgeister mitnehmend. In wenig Augenblicken ist die Aussenseite des Netzes über und über bedeckt von Moskitos, die sich vergeblich bemühen, zum Leibe des ihnen entronnenen Opfers zu gelangen. Meine armen Leute! Ohne Netze, ohne ausreichenden Schutz vor dieser entsetzlichen Plfage! Das Gestöhne, das unruhige Hin- und Herwerfen während der Nacht, das unablässige Klatschen und Schlagen lässt erkennen, wie sehr sie leiden. Morgen will ich den Rest meiner Wäsche opfern, um wenigstens einem Teil von ihnen Linderung zu verschaffen; für alle wird es ja nicht reichen. Die Mädchen sollen Hemden und Beinkleider zerstückeln und Tücher daraus schneidern, die über Plöcke gespannt die Mückennetze ersetzen.

Längst schon ist es Tag geworden und noch immer muss ich unter dem Schutze des Netzes ausharren, da das zunehmende Licht allein nicht imstande ist, all die Moskitos zu besiegen. Erst die Kraft der steigenden Sonne treibt sie in ihre Schlupfwinkel. — Wie soll ich da auf der Jagd Erfolg haben können, wenn die hierzu geeignetsten Morgen- und Abendstunden wegfallen? Immer trostloser wird die jagdliche Perspektive, ich habe es aufgegeben, überhaupt noch zu hoffen.

Den Vormittag will ich benutzen, in Begleitung Osmans dem nahen Dorfe der Gelef einen Besuch abzustatten. Auf dem Wege dorthin begegnen wir Frauen und Mädchen, die in Kürbisflaschen Wasser tragen oder Buckelrinder, Ziegen und Fettschwanzschafe zur Weide treiben, derweilen die Männer im Schatten der Akazien in süssem Nichtstun beisammen sitzen. Also auch hier hat man dem schwä-

cheren Geschlechte — dem „schöneren“ kann man bei den Gelef-Weibern unmöglich sagen — den Hauptanteil des Erwerbes zugewiesen. Die Arbeit gehört den Frauen, Jagd und Krieg den Männern! Der Mann ist es, der sich bei den Gelefs schmückt und putzt, der auf sein Aeusseres etwas gibt, von den Weibern kann man dies wahrhaftig nicht sagen. Die Strähnen ihrer Haare sind ungeordnet, die ledernen Lendenschürzen schmutzig und zerfetzt, die Perlschnüre



Gelef-Weiber . . . Die Strähnen ihrer Haare sind ungeordnet, die ledernen Lendenschürzen schmutzig und zerfetzt, die Perlschnur um den Hals lückenhaft . . .

um den Hals lückenhaft. Dabei die abstossend hässlichen Gesichter, mit dem raubtierartigen Gebiss! Ich glaube, nie etwas Unschöneres gesehen zu haben. — Und doch werden auch diese Weiber geliebt!

Unter dem spärlichen Schatten einer Schirmakazie eine Gruppe Männer. In ihrer Mitte hockt auf niederem, zweibeinigem Sitzstühlchen ein junger Mann, der eben für den abendlichen Tanz hergerichtet und gemalt wird. Der Künstler des Stammes ist mit Eifer und Geschick beschäftigt, den

Jüngling recht schön zu machen. Mit grossem Interesse sehen die andern zu und hoffen wohl im stillen, dass dem „Hoffriseur“ nicht alles nach Wunsch gelingen möge und ihre eigene Schmückung die bessere werde. Das mittels Tonerde zu einem biberschwanzähnlichen Gebilde verdichtete Hinterhaupthaar erhält einen Anstrich mit violettem Brei, der in einer Kürbisschale kunstgerecht angemacht ist. Vor dem Trocknen werden in diesen Chignon dutzende von leeren Holzröhrchen — zum Einsetzen von Straussenfedern oder der langen aus dem Horn der Oryxantilope geschlissenen dünnen Rute bestimmt — befestigt, so dass das Kunstwerk allmählich ein igelartiges Aussehen bekommt. Die Frisur wäre also glücklich fertig, nun kommt die Hauptarbeit, die Bemalung des nackten Körpers. Der junge Mann wird über und über, von der Stirne angefangen bis zu den Zehen, mit gelbem Lehmbrei überzogen, in den mit einem gezähnten, kammartigen Holze Striche und Wellenlinien eingezeichnet werden. Recht haltbar ist freilich diese „Uebertünchung“ der Nacktheit nicht.

Gegenwärtig ist hier die Zeit der Tänze! Jeden Morgen und Abend wird getanzt, und zu diesem Stammesfeste sind die Gelefs hier zusammengekommen. Von weit her sind die Nomaden mit ihrem ganzen Hausstande gezogen und haben ihre Hütten, die aus Strohmatten und rohem Holzgerippe bestehen, mitgebracht. Ein neues grösseres Dorf ist für die Zeit des Stammesfestes neben dem alten entstanden. Dazwischen liegt der Festplatz, durch eingerammte, mit Leopardenfellen behangene Pfähle gekennzeichnet. 14 Tage dauern, wie man mir sagte, diese äusserst sinnlichen Tänze; dann zerstreuen sich die Gelefs wieder in alle Winde, so schnell wie sie gekommen waren. Warum nun gerade zur Zeit der beginnenden Moskitoplage diese Zusammenkünfte? Warum nicht einige Monate vorher, zu welcher Zeit auch hier der Aufenthalt erträglich war? Nur eine Erklärung vermag ich dafür zu finden: die zahlreichen Geburten, die in ursächlichem Zusammenhang mit jenen Tänzen stehen, fallen dann drei Monate vor Beginn der eigentlichen Moskitoplage, so dass das zarteste Säuglingsalter mit der moskitoärmsten Zeit zusammentrifft. Sollte diese Auslegung richtig sein, dann allen Respekt vor der Sanitätspolizei der Gelef!

Man tanzt. Gerade noch zum Schlusse kommen wir recht. Der Hauptschwarm der Tänzer hat sich schon ermattet mit den Partnerinnen in die Hütten zurückgezogen, nur wenig Jungleute tanzen noch. Und wie sie tanzen mit Leidenschaft und in voller Erregung! Pyrinaso ist darunter, er hat drei, vier Partnerinnen, mit denen er sich abwechselnd abgibt. Die Zuschauer sorgen für die Musik: monotoner Gesang und Schütteln von Hörnern, die, mit Steinen



Gelefweiber in „Balltoilette" . . . Die Büsche aus Büffelhaaren, die sich die Tänzerinnen rückwärts an die Ellenbogen befestigt haben . . .

gefüllt, durch eine Art Trommelfell Resonanz erhalten. Dazu klirren die Schellen der Tänzer, die sie um Waden und Knöchel gelegt haben, und ertönt zeitweise das Il-il-il der in höchster Extase befindlichen Weiber. Die Büsche aus Büffelhaaren, die sich die Tänzerinnen rückwärts an die Ellenbogen befestigt haben, bewegen sich stärker und stärker, immer wilder werden die Sprünge der Männer, die Bewegungen nehmen bald den höchsten Grad der Wildheit an...

Der Tanz ist zu Ende. Pyrinaso zerrt eine Tänzerin in seine Hütte, deren ovale deckelartige Türe er von innen zuzieht. Zwei andere seiner Partnerinnen begehren auch noch Einlass. Auch sie wollen nicht umsonst getanzt haben.

*

Spät am Nachmittage ist es geworden, bis ich endlich mit wenig Begleitern zum letzten Vorstosse nach dem Süden, zum Ziele meiner Sehnsucht, dem Rudolfsee, aufbreche. Von meinen eigenen Leuten ist nur Bulali mit dabei, alle anderen liegen krank und fiebernd im Lager, unfähig auch nur eine Stunde weit zu marschieren. Bulali allein war gesund geblieben. Ihn machte scheinbar seine übergrosse Dummheit gegen das Malariagift immun. Die Chininprophylaxe, der ich wohl in erster Linie zu danken hatte, dass ich während der ganzen Reise auch nicht einen Fieberanfall bekam, auf meine Leute auszudehnen, dazu reichte leider mein nur allzu knapp bemessener Chininvorrat nicht aus. Ich musste im Gegenteil Sorge haben selbst damit noch auszukommen und trug das kleine, den kostbaren Schatz haltende Glas stets bei mir, da Entwendung dieser von den Schwarzen so über alles geschätzten Medizin zu befürchten war. Waren meine Leute auch sonst ehrlich, in ihrem leidenden Zustande wäre es wohl begreiflich gewesen, wenn sie sich am Chinin, von dessen gesundmachender Wirkung sie übertriebene Vorstellung hatten, vergriffen hätten.

Auch Osmans Leute waren bis auf wenige erkrankt. Er selbst aber und die beiden Mädchen waren gesund geblieben, und das war für ihn immer die Hauptsache. Dass die anderen krank geworden, erschien ihm nur ein Gewinn, da uns nun längere Rast aufgezwungen war. Süsses Nichtstun winkte ihm für die nächsten Tage, und Osman war heute wohl zum ersten Male, seit er in meinen Diensten stand, mit seinem Lose zufrieden. Nur allzu kurz jedoch sollte für ihn dieses Glück dauern! Ich brauchte Osman als Begleiter zum See. Wie er sich wand und drehte, um dieser Mission auszukommen! Den Skorpionstich schützte er vor, an dem er immer noch zu leiden habe, dann noch so vieles andere. Cossus, das berüchtigte Abführmittel der Abessinier, müsse

er nehmen und könne nicht marschieren! und dergleichen mehr. Doch hilft ihm alles nichts. Er muss mit, ob er will oder nicht, und zwar ohne Mädchen. Das letztere war dem Senegal wohl das Aergste, denn er war eifersüchtig wie ein Türke, und nur der eine Gedanke konnte ihn noch trösten, dass die zurückgebliebenen Männer alle mehr oder weniger krank und schwach waren.



Pyrinasos Bruder . . . nichts umhüllt den Leib als der Patronengurt mit der nötigen Munition für das Gras-Gewehr, das er geschultert trägt . . . Man beachte die mittelst Lehmbrei hergestellte „Bemalung" des Körpers die noch von den Tänzen herrührt.

Pyrinaso und sein Bruder marschieren an der Spitze der kleinen Karawane. Nichts umhüllt den Leib der beiden hochgewachsenen Söhne der Wildnis, ausser Patronengurten (!), mit der nötigen Munition für die Gras-Gewehre, die sie wie richtige Grenadiere geschultert tragen. Fürwahr die beste Illustration dafür, wie es mit der Wildvernichtung am Rudolfsee bestellt ist und wohin die Wildherden gekommen sind, von denen uns Samuel Teleki erzählt!

Nach zwei Stunden — die Sonne sinkt bereits — erreichen wir ein grösseres Eingeborenendorf, bei dem wir nächtigen wollen. Ein Lager von Kranken möchte man es eher bezeichnen, so wütet gegenwärtig dort das Fieber! Wohin man sieht, überall liegen vor den Hütten die armen Kranken: Männer, Frauen, Kinder. Das Gestöhne der Erwachsenen, das Wimmern der Kinder zeigt, wie sehr sie leiden. Der Moskito-Monat ist die alljährliche Heimsuchung der Gelefs und die Kindersterblichkeit infolge Malaria mitunter derartig hoch, dass sie die Geburtenziffer übersteigt. Das Schicksal des Stammes ist dadurch besiegelt, wenn es den Männern nicht gelingt, gesündere Weideplätze zu erobern.

Die letzten Strahlen der Sonne fallen auf die Stätte des Siechtums. Das ist die Zeit für die Moskitos, aus ihren Schlupfwinkeln zu neuem Verderben hervorzukommen, für die armen Kranken aber das Zeichen, Zuflucht in den Hütten zu suchen. Die deckelartige Tür wird zugezogen, jede Ritze noch mit Moos verstopft, nur oben am First bleibt eine kleine Oeffnung, aus welcher der Rauch des qualmenden Feuers zum Abendhimmel zieht. Entsetzliche Atmosphäre in diesen bienenkorbähnlichen Hütten, für den Europäer einfach unerträglich! Junge Burschen erklimmen mit affenartiger Gewandtheit hohe Bäume, in deren luftigen Höhen sie sich horstähnliche Schlafstellen zurecht gemacht haben. Alles rennet, rettet, flüchtet vor dem unheimlichen Feinde; der ganze Landstrich steht zurzeit unter dem Zeichen der Moskitos! Auch ich bekam in dieser Nacht die Blutsauger zu kosten, obwohl ich das Gestänge des Netzes tief in den Boden gegraben und seine Enden mit Sand bedeckt hatte. Trotz dieser Vorsicht waren etwa ein Dutzend Moskitos unter das Netz gekommen, vermutlich solche, die mit dem Grase, das mir als Lager diente, eingeschleppt waren. Man wird förmlich nervös bei dem Surren dieser unheimlichen Mücken, zumal hier deren Gefährlichkeit durch die verseuchte Nachbarschaft noch verdoppelt wird. Die Infizierung mit Malariakeimen ist an Orten mit so vielen Kranken weit wahrscheinlicher, als draussen in der menschenleeren Wüste. Das musste ich mir immer wieder sagen. Was aber, wenn auch ich malariakrank? Was

dann? Würden die Schwarzen mir wohl noch Folge leisten, oder aber den Schwachen, den sie nicht mehr zu fürchten brauchten, hilflos verlassen? Der Ferenki ist eben dann einfach hier unten gestorben, wie so viele, die sich in dieses mörderische Klima gewagt haben.... Solche und ähnliche Gedanken zermartern mein Gehirn, und nicht eher kann ich Ruhe finden, als bis auch der letzte der eingedrungenen Blutsauger getötet ist. In Schweiss gebadet und zerstochen schlafe ich endlich ein ....

Glühend heiss bricht der Morgen an, Sonnabend, der 22. Mai. Ein Merktag in meinem Leben! Heute soll es zum Rudolfsee gehen, heute soll sich mein Traum verwirklichen, soll endlich das erreicht werden, was ich mir als Endziel meiner Reise gesetzt. Mochte danach kommen, was wollte, mochte das jagdliche Ergebnis auch weit hinter meinen Erwartungen zurückstehen, einen Erfolg hatte ich wenigstens errungen, den konnte mir niemand mehr entreissen.

Wie ganz anders marschiert es sich, wenn hoffnungsfroher Sinn das Gemüt beherrscht! Vergessen sind die Qualen der Nacht, vergessen die wenig beneidenswerte Lage, in der ich mich durch die Erkrankung meiner Leute befinde. Der Rausch des Erfolges hat mich schon ganz gefangen genommen, und alles erscheint mir heute in rosigstem Lichte. Neue Spannkraft durchströmt die Glieder und nimmer vermag der Sonne tropische Glut den übernächtigen Körper zu erschlaffen.

Die letzte Bodenwelle ist erklommen, zu unseren Füssen liegt der See. Welch Entzücken, welche Seligkeit, als ich mich unter einem Akazienbusche niederlasse, um mich vorerst einmal zu sättigen an dem grossartigen Anblicke, der sich mir bietet. Vor mir ein innerafrikanisches Meer, ein 9000 Geviert-Kilometer grosser See! Wasser, so weit das Auge nach Süden reicht, nach Osten bewaldete Hügel, im Westen hohe Gebirge. Die flachen Ufer, binsenumsäumt, zeigen da und dort Gruppen abgestorbener — vermutlich ersoffener — Bäume. Störche ziehen hin und her, Pelikane tummeln sich an den seichteren Stellen oder sitzen in dichten Scharen am Ufer sich zu sonnnen, weisse Reiher stelzen am Strande oder blocken auf den nackten Baum-

leichen. Ein Hirtenjunge, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, treibt seine Ziegen zur Tränke an den See, eine Herde Fettschwanzschafe kehrt soeben von dort zurück. Alles atmet Frieden, Ruhe und Glück! Glück? Muss denn nicht alles mit mir glücklich sein heute, wo ich das Ziel erreicht? Ich kann mich gar nicht hineindenken, dass Glück in diesem unseligen Lande etwas Unerhörtes sei, kann mich nicht mehr entsinnen all des Jammers und Elendes, das ich vor wenig Stunden noch mit eigenen Augen gesehen!



Am Strande des Rudolfsees.

Hurtigen Schrittes eile ich hinunter zum Strande, ein Bad in dem wie ein Meer brandenden See zu nehmen. Die flachen, sandigen Ufer bieten den schönsten Badeplatz. Der Länge nach ausgestreckt liege ich in dem seichten Wasser und lasse die Wellen über mich schlagen, bis ich einmal unfreiwillig einen Schluck davon abbekomme. Pfui, wie abscheulich! Das Wasser des Sees ist, wie Osman es mir schilderte: g e r a d e n o c h t r i n k b a r, aber herzlich schlecht; bei länger dauerndem Genusse sei Dysenterie die fast sichere Folge. Ich glaube es nach diesem ersten Schlucke.

Wohl eine halbe Stunde spiele ich im Wasser wie ein Kind. Das herrliche, erfrischende Bad, das unvergleichlich packende Panorama, dazu das stolze Gefühl über das Erreichte! Wie glücklich bin ich nicht in diesen Augenblicken, wirklich glücklich . . .

Osmans Zuruf vom Hügel herab weckt mich aus meinen Träumereien. Es ist Zeit, wir müssen zurückkehren. Vorbei ist wie mit einem Schlage die Illusion, und einem Alpdruck gleich legt sich auf die eben noch freudeschwellende Brust der Gedanke an die grausame Wirklichkeit und sorgenvolle Zukunft. Wird es mir wohl beschieden sein, meine armen fiebernden Leute, die um meinetwillen so Schweres litten, wieder lebend aus dem Lande des Siechtums zurückzubringen?

Schlimme Tage.

Bumme nennt sich die Landschaft, in der wir heute Lager beziehen, nur zwei Stunden nordwärts von Gelef. Die zehntägige Rast, die ich meinen Leuten dort gegönnt, hatte leider nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Sie waren vom Fieber alle mehr oder weniger geschwächt und nicht imstande mehr als einige Stunden zu marschieren. Der heutige kurze Marsch hatte sie schon wieder derart angestrengt, dass sie am Lagerplatze angekommen völlig erschöpft zusammenbrachen und längere Zeit unfähig waren auch nur die geringste Dienstleistung zu tun; nur Bulali war immer noch gesund, als einziger von meinen Leuten. Ein Glück, dass Pyrinaso und sein Bruder mir freiwillig das Geleit gaben und sich ausserdem noch Jussuf, einer der Wachleute Pyrrhus, zu uns gesellte, so dass ich wenigstens Leute hatte Wasser zu holen und Feuer zu machen. Osman streikte seit heute früh. Er wollte nicht marschieren. Das süsse Nichtstun und verschiedene Liebesabenteuer fesselten ihn so stark an Gelef, dass er dem Befehle zum Aufbruch nicht Folge leistete. Mochte er bleiben, wo er wollte, ich würde wohl auch ohne ihn zurückfinden.

Aly fiebert ärger denn je, er ist für die nächsten Tage absolut marschunfähig. Wenn ich ihn, den einzigen, mit dem ich mich vollkommen verständigen konnte, verlor, dann war es um den 700 Kilometer weiten Rückmarsch schlimm bestellt. Den Rest des Chinins teilte ich mit dem treuen Diener, verstohlen, dass es die anderen nicht merkten. „Nur zwei Tage lass uns hier rasten, Herr, sonst sterben wir alle auf dem Wege.“ So flehte Aly. Das waren schlimme Aussichten für den Rückmarsch!

Es hiess also schon wieder rasten, nachdem der Heimmarsch kaum begonnen. Wie lange? Um zwei Tage hatte

Aly gebeten, vielleicht aber wurden Wochen daraus. Wer kann das voraussagen? Solange wir den fieberverseuchten Landstrich nicht hinter uns hatten, solange liess sich überhaupt nichts mehr voraussagen. Die Karawane stand vor ihrem Zusammenbruche, soviel war mir klar. Zum ersten Male, dass ich an dem glücklichen Ausgange der Reise verzweifelte ......! Doch nur nicht mutlos werden, sonst ist alles verloren! Die Jagd muss wieder helfen, sie ist für mich noch immer das Allheilmittel gewesen, sie wird mir auch diesmal die Sorgen verscheuchen und den frohen Mut wiedergeben, dessen ich gerade jetzt so dringend bedarf. —

Pyrinaso weiss nicht allzuweit von hier Büffel in den Sümpfen des Omo. Er soll mich dorthin führen. Am Nachmittage noch brechen wir auf: ich und Bulali, die einzigen Gesundgebliebenen der Karawane, dann Pyrinaso, sein Bruder und Jussuf, der sich freiwillig dem Jagdzuge angeschlossen hatte. Osmans abgetriebenes Reittier, das ich heute früh als Pfand für sein Nachkommen mitgenommen hatte, trägt unser weniges Gepäck: mein Moskitonetz, eine Decke, Wassersäcke, einen Korb mit Fladenbroten und ein Stück gebratenes Hammelfleisch von heute mittag. Viel ist es nicht, doch für den geplanten kurzen Ausflug vollkommen genügend.

Unter einer armseligen Akazie auf weiter baumloser Steppe machen wir halt. Hier wollen wir die Nacht verbringen und den nächsten Morgen die Büffel in den unermesslichen Schilfdickungen, die etwa einen Kilometer von uns beginnen, suchen. Pyrinaso hatte der Moskito halber den Lagerplatz absichtlich weitab von der Vegetationsgrenze des Omo gewählt.

Das Maultier wird auf die Weide getrieben, der Häuptling und sein Bruder ziehen mit den leeren Wassersäcken zu dem nächsten, noch weiten Sumpfloche, Bulali und ich sind beschäftigt das Gestänge des Moskitonetzes in dem Boden zu befestigen und mein Nachtlager auf hartem Boden zu bereiten, Jusuff sammelt Holz zum Lagerfeuer. So hat jeder seine Beschäftigung. Die Sonne sinkt und damit hebt die Moskitoplage an, noch furchtbarer, als ich sie in Gelef kennen gelernt hatte. Mit dem Reste der Abendmahlzeit und meinem Wassersacke flüchte ich unter das Netz und bin sorgfältig

bedacht, die auf dem Boden liegenden Enden mit Sand zu bedecken. In wenigen Minuten ist das Netz aussen schwarz von den tausenden und abertausenden Moskitos, die vergeblich versuchen, Eingang zu finden. Wie mögen die armen Schwarzen leiden, die so gut wie unbedeckt zwischen zwei Feuern liegen, und wo nicht von Rauch und Qualm, so von den unersättlichen Blutsaugern gequält werden! Und erst das Maultier! Es ist über und über von Stichen bedeckt. Wie wütend zerrt es an dem Stricke, mit dem es an die Akazie dicht neben uns angebunden ist. Wenn der Strick reisst, so ist das Tier auf Nimmerwiedersehen dahin. Vor Schmerz halb wahnsinnig wird es, seiner Fesseln ledig, in höchster Aufregung in die Steppe hinausstürmen sinnlos, planlos und den Raubtieren zur sicheren Beute fallen. Ich sehe dies kommen und rufe Bulali zu, das Muli näher an das Feuer heranzubringen. Das ist mein Verhängnis. Ein Hufschlag des gepeinigten Tieres zertrümmert das Gestänge des Moskitoschutzes und zerfetzt das Netz. Im Augenblick haben die Blutsauger das Loch gefunden, und um meine Nachtruhe ist es für heute geschehen. Was habe ich nicht alles versucht, den Quälgeistern zu entrinnen? Trotz der Hitze krieche ich unter die Kamelhaardecke. Unmöglich es in dieser erstickenden Temperatur auszuhalten! Lüftet man aber auch nur ein wenig die Decke, so schlüpfen auch schon die Moskitos herein. Dann versuche ich, zwischen den Feuern auf harter Erde ausgestreckt, ein wenig zu schlafen, muss mich aber sehr bald überzeugen, dass Qualm und Rauch doch nur ein sehr ungenügender Schutz sind. So bleibt mir nichts übrig als die Nacht sitzend, zur steten Abwehr bereit zwischen den Feuern zu verbringen. Ein Glück nur, dass ich eine Blechbüchse gestampften Kaffees mit mir hatte und der Wassersack noch einen Becher Sumpfwasser enthielt. Ich konnte nun wenigstens einen Mokka brauen und mich so über die lange unangenehme Nacht einigermassen hinwegtäuschen!

Der Trappen markanter Ruf kündet dem Steppenwanderer den kommenden Tag. So rasch und unvermittelt, wie sich am Abend die Schatten der Nacht herabsenken, so rasch auch fliehen sie am Morgen vor dem nahenden Tagesgestirne. In wenigen Minuten ist es hell.

Das Programm für den heutigen Tag ist rasch gemacht. Bulali soll mit einem der Eingeborenen und dem Maultiere hier an dieser Stelle bleiben und unserer Rückkehr warten; ich selbst will mit Pyrinaso und Jussuf in die Schilfdeckungen des Omo und dort Büffel suchen. Bis Mittag längstens wollte ich wieder hier sein, um auf alle Fälle abends noch das Hauptlager erreichen zu können. Nach einer zweiten Nacht ohne genügenden Moskitoschutz gelüstete es mich wahrlich nicht mehr. Ich hatte genug davon.

Pyrinaso schreitet voran, er trägt in seiner Linken in einem bunt karrierten Taschentuche, das ich ihm erst gestern geschenkt habe, ein paar Fladenbrote. Pyrinaso war eitel, unsagbar eitel. Nur darum nimmt er die Fladenbrote mit. Sie sollten ihm Gelegenheit geben, mit dem roten Tuche zu prahlen, sonst nichts. Aus Vorsorge nahm er die Brote sicher nicht mit, dazu kannte ich ihn zu gut! Voraussicht ist bei diesen tiefstehenden Negern etwas völlig Unbekanntes.

Fährten von Büffeln in Menge, doch keine einzige frische darunter. Vor Wochen waren sie dagewesen, zurzeit aber standen sie vielleicht weit von hier. Wer weiss wo? Immer das alte Lied. Ich habe bald genug an dieser aussichtslosen, anstrengenden Suche in dem übermannshohen Schilfmeere und will eben das Zeichen zur Umkehr geben als Jussuf, der abseits von uns sucht, Pyrinaso heranruft. Ich glaube deutlich das Wort „Suhon“, d. i. Elefant, zu hören. In wenigen Augenblicken sind wir bei Jussuf. Richtig: Elefanten waren ganz kürzlich durchgewechselt. Sie können erst vor wenigen Stunden hier gewesen sein, denn die Blätter der armdicken Zweige, welche die riesigen Tiere auf ihrem Marsche da und dort abgerissen hatten, sind noch nicht verwelkt und die mächtigen Haufen der Losung zum Teil noch warm. — „Suhon“ ist das Wort, das die Eingeborenen elektrisiert wie kein anderes. Vorbei ist die bisherige Gleichgültigkeit meiner Begleiter. Sie stürmen auf dem breit ausgetretenen Pfade dahin, dass ich ihnen kaum mehr zu folgen vermag. Zu was soll das führen, wenn wir wirklich auf die Elefanten stossen? Ich bin zu ausgepumpt, um einen sicheren Schuss anbringen zu können. Umsonst versuche ich durch Zeichen und Gesten den beiden meine

Erschöpfung klar zu machen. Sie hören und sehen nichts. „Suhon“ hat all ihre Sinne befangen. Weiter und weiter stürmen sie im Schnellschritte, und nur wenn die Fährten sich teilen, setzt die Verfolgung auf wenige Augenblicke aus, um dann nach kurzer Beratung um so intensiver wieder aufgenommen zu werden. Ich muss mit, ob ich will oder nicht, sonst verliere ich meine Begleiter, und dies wäre in dem unermesslichen Schilfmeer wohl sehr verhängnisvoll gewesen.

Wie lange wir so auf der Elefantenfährte dahingestürmt, weiss ich nicht, vielleicht vier, vielleicht fünf Stunden. Die ursprüngliche Jagdpassion weicht allmählich dem Selbsterhaltungstriebe, und bin ich schliesslich mehr darauf bedacht, den Anschluss an meine nimmer müden Vordermänner zu halten als Elefanten zu finden. Endlich wird das Tempo bei den Schwarzen kürzer. Auch bei ihnen scheint der Eifer nachzulassen; freilich aus einem anderen Grunde. Die Aussicht, die Elefanten noch in der Nähe anzutreffen, war geschwunden. Die Zeichen mehrten sich, dass die Riesentiere nur auf nächtlicher Exkursion aus den wasserlosen Bergen zur Tränke herabgekommen waren und am Morgen schon wieder zurückgewechselt sind. Die Richtung, die die Fährten annehmen, spricht dafür. Sie führen im Bogen vom Wasser zurück zur Steppe. Nach einer weiteren Stunde ist kein Zweifel mehr. Die Elefanten sind zurück in die Berge, für uns unerreichbar. Die Hetztour war umsonst gewesen.

Erschöpft lasse ich mich unter einem schattigen Busche nieder, um auszuschnaufen, die Schwarzen kauern neben mir und teilen einträchtig die Fladenbrote aus Pyrinasos buntkarriertem Schnupftuch. In wenig Augenblicken sind die ungesalzenen Brote zwischen den gewaltigen Kinnladen verschwunden. An mich denkt keiner der beiden; das Brot ist weg, ehe ich mich's versehe. Sei's darum. Die wenigen Stunden bis zum Lager wollte ich schon noch aushalten und bekam dann hoffentlich etwas Besseres zum Essen als diese gallertartige, unsagbar fad schmeckende Teigmasse.

Kaum, dass der letzte Bissen verschlungen war, als sich die Schwarzen behaglich unter dem Busche ausstreckten und alle Vorberitungen zu einer ausgiebigen Siesta trafen. Sie

hatten ihr Tagewerk getan und wollten sich nun ordentlich ausruhen. Dass mir der Magen knurrte, kümmerte sie weiter nicht. Auch das machte ihnen keine Sorge, dass es noch sehr weit zum Lager zurück war. Sie dachten scheinbar gar nicht daran, heute noch zurückzukehren. Ich aber musste zum Lager, schon weil ich keinen Bissen zum Essen hatte, dann auch, weil es mich durchaus nicht gelüstete, so ohne jeglichen Schutz in der von Moskitos jedenfalls besonders bedachten Buschzone zu nächtigen. Zurück also hiess es für mich unter allen Umständen. Wie aber kann ich dies den beiden beibringen? Umfasst doch unser ganzer gemeinsamer Wortschatz höchstens ein Dutzend Worte und diese nur aus dem engsten Gebiete der Jagd! Not macht erfinderisch. Mit immer kräftiger werdenden Fusstritten bringe ich allmählich die schnarchenden Schläfer zum Aufstehen, dann rufe ich ihnen sehr energisch und wiederholt das Wort „Bulali“ zu. Zeichen und Gesten vollenden die Verständigung. Sie begreifen: Der Herr will zurück zu Bulali, der mit Maultier und Gepäck in der Steppe wartet.

Pyrinaso nimmt mit dem den Schwarzen eigenen Ortssinn die Richtung auf und hält sie, wie wenn er nach dem Kompass marschieren würde. Nur, wenn der Busch ab und zu gar zu dicht wird, findet ein Seitwärts-Ausbiegen statt, doch ist der Führer stets darauf bedacht, so bald als möglich wieder richtig einzulenken. Schärfer und schärfer wird das Tempo, das Pyrinaso anschlägt. Der tiefe Stand der Sonne treibt zur Eile. Mit Mühe und Not nur vermag ich den Schwarzen zu folgen, die, ohne sich auch nur einmal nach mir umzusehen, durch dick und dünn dahinstürmen. Mochte ich nachkommen oder nicht, darauf jedenfalls nahmen die beiden nicht die geringste Rücksicht. Nicht etwa aus irgendwelcher bösen Absicht, sondern lediglich aus einer an Stumpfsinn grenzenden Gleichgültigkeit.

Einmal finden wir in einer alten Elefantenfährte ein wenig stinkendes Wasser. Scheusslich. Pyrinaso und Jussuf spülen sich nur den Mund, ich schlucke eine Handvoll, der Durst ist zu gross.

Dass wir so weit zum Lager haben, hätte ich wahrlich nie geglaubt. Die Sterne flimmern schon am wolkenlosen

Tropenhimmel, als wir endlich den Rand des Busch- und Schilfgürtels erreicht haben. Gott sei Dank. Vor uns liegt nun wieder die Steppe, die wir heute morgen verlassen haben, binnen kurzem werden wir wohl auch Bulali finden. Er kann nicht mehr weit sein. Pyrinaso prüft die Umgebung, so weit das Sternenlicht Ausblick gestattet. Er scheint mit der Orientierung zufrieden zu sein und setzt daraufhin den Marsch genau in der Richtung fort, wie bisher. Für mich ein Zeichen, dass er uns richtig geführt. Wir werden nun wohl bald den Schein des Lagerfeuers sehen. — Wie wollte ich mich an dem in den Wassersäcken gekühlten Trunke laben, wie in dem Hammelfleische schwelgen und dann mich gründlich ausruhen! Bulali würde ja doch wohl den zertrümmerten Moskitoschutz einigermassen ausgebessert haben, so dass ich nach den gehabten Strapazen ruhig schlafen konnte! Jetzt erst merke ich, wie müde und hungrig ich bin. Die Aufregungen und stete Nervenspannung am heutigen Tage haben bis jetzt weder Ermüdung noch das Gefühl des Hungers aufkommen lassen; nur unter Durst hatte ich gelitten. Den vermag auch der stärkste Nervenkitzel nicht zu übertäuben.

Warum kein Feuer brennt? Wir müssten auf der übersichtlichen Steppe doch den Schein davon schon längst sehen? Bulali, der stumpfsinnige Bursche, war vielleicht zu faul gewesen, in der fast baumlosen Steppe Holz zu sammeln? Auch Pyrinaso und Jussuf suchen das Feuer, auch sie können's scheinbar nicht begreifen, warum es nicht brennt. Da bleibt der Häuptling stehen und weithin hörbar gellt er den Ruf seines Stammes durch die stille Nacht. Sein Bruder, der bei Bulali geblieben war, wird sich nun doch wohl rühren. Keine Antwort! Nun ruft Jussuf mit noch gewaltigerer Lungenkraft nach Bulali. Wieder nichts. Tiefe Stille lagert über der endlosen Steppe, nur eine Hyäne heult in der Ferne, wie wenn sie uns höhnen möchte. Ich greife zur Büchse. Drei Schüsse rasch nacheinander: das ist das Notsignal. Nun wird Bulali doch wohl antworten. Er kennt das Zeichen und muss daraufhin zweimal schiessen. So war's von Anfang an befohlen, und jeder wusste es in der Karawane. Bange Minuten verstreichen. Vielleicht findet Bulali die Patronen nicht, vielleicht hat er geschlafen und die

Schüsse überhört? Jede mögliche Entschuldigung suche ich vor, um nur das eine nicht annehmen zu müssen, was doch das nächstliegende war, nämlich, dass Bulali nicht da sei. — Wieder drei Schüsse, wieder banges Warten, wieder keine Antwort. Was war nun? Verirrt?

Ich sträube mich gegen diesen Gedanken, der für den durstenden Wanderer in afrikanischer Wildnis niederschmetternd ist; ich will's nicht glauben, dass Pyrinaso, der Sohn des Landes, mich schlecht geführt. Vielleicht sind wir doch richtig und liegt die Schuld an Bulali, der gegen den Befehl den Platz verlassen hat? Mehr und mehr nimmt dieser Gedanke bei mir feste Form an, ich kenne den dummen, feigen Jungen und traue ihm alles zu. Wenn ich mich nur mit meinen Begleitern soweit verständigen könnte, ihnen meine schlimme Ahnung beizubringen! An diese Möglichkeit scheinen die beiden nämlich gar nicht zu denken, sie streiten nur, wie ich aus ihren Gesten zu entnehmen glaube, fortwährend darum, wo wohl der gesuchte Platz sei. Hier in weiter Umgebung konnte er nach ihrer Ansicht nicht sein, sonst wären die Schüsse beantwortet worden! Pyrinaso wird an sich selbst irre und nimmt stillschweigend die Schmähungen hin, mit denen ihn Jussuf überhäuft.

Was nun tun? Jussuf soll führen, wenn er es besser weiss! Der Askar schultert die schwere Elefantenbüchse, die er zu tragen bekommen hat, und setzt sich energisch an die Spitze der Kolonne. Nahezu in rechtem Winkel zur bisherigen Marschrichtung biegt er ab. Nur zögernd folgt Pyrinaso. Eine Zeitlang geht es so in scharfem Tempo dahin. Dann wieder Rufe, wieder Schüsse, wieder keine Antwort. Die Schwarzen beraten nun und sehen prüfend zu den Sternen am Himmelszelte. Daraufhin wieder eine andere Richtung. Verirrt, zweifelsohne verirrt!

Ein paar Stunden mögen wir so im Zickzackkurs herumgeirrt sein, als ich den Durst schier nicht mehr ertragen kann. Ich fasse Jussuf beim Arm und zeige ihm durch Zeichen an, wie sehr ich durste. Auch er scheint zu leiden, und schlägt mit flach gehaltener Hand gegen die Kehle. Ein Glück nur, dass auch die Schwarzen dürsten, meinetwegen hätten sie wohl nie nach Wasser gesucht.

Bulali ist vergessen, der Drang nach Wasser beherrscht allein noch unseren Sinn. Wie aber in der Nacht bei spärlichem Sternenlichte auf endloser Steppe eines der stundenweit auseinander gelegenen Wasserlöcher finden? Wohl waren sie Pyrinaso bekannt und würde er uns am Tage sicher auf kürzestem Wege dorthin geführt haben, in der Nacht aber war dies unmöglich, zumal er ja irre an sich selbst und seiner Orientierung geworden. Wasser, Wasser, sonst kann ich nicht mehr! Pyrinaso versucht das in unserer Lage einzig Richtige. Ohne mit dem unsicheren Aufsuchen einer vielleicht näheren Wasserstelle Zeit zu vergeuden, nimmt er die Richtung zurück, woher wir gekommen: gegen den Omo. Dort müssen wir Wasser finden, freilich ist es weit dorthin, sehr weit. Vier bis fünf Stunden schätze ich. Mir wirbelt's im Kopfe, wenn ich daran denke, noch so lange dursten zu müssen.

Mit einem Male bleibt der Sohn der Wildnis stehen und lauscht angestrengt in die Ferne. Nun hör's auch ich. Deutlich ist das Quaken einer Unke zu vernehmen. Für uns Himmilsmusik, denn dort ist Wasser. Pyrinasos stürmt voraus, wir hinterdrein. Von Müdigkeit keine Spur mehr, gibt es doch nun Wasser! Dichter Busch versperrt unseren Weg, was schadet's. Die Schwarzen werfen sich mit ihren nackten Körpern gegen die zum Glück nur wenig dornenversetzte Laubwand, um Bresche zu machen, oder sie treten Astwerk und Ranken nieder, um über die so geschaffene Brücke hinwegzuturnen. Mit Mühe nur vermag ich im nächtlichen Düster zu folgen, Gesicht und Hände sind zerschunden und das Beinkleid zerfetzt.

Wie verzweifelt arbeiten die beiden, vorwärts zu kommen, und ein sonst nicht gewohntes Keuchen und Stöhnen zeigt mir die ausserordentliche Anstrengung, die sie leisten. Warum nur auf einmal diese übermässige Hast? Nun kam es doch wahrlich auf ein paar Minuten nicht mehr an. Das Quaken tönt ja schon nahe und deutlich zu uns herüber? Pyrinaso aber hat wohlgetan, dass er alles aufbietet, um vorwärts zu kommen. Er weiss genau, dass der Frosch lange noch vor Mitternacht verstummt. Haben wir bis dorthin uns nicht so weit durchgearbeitet, dass der Tümpel in allernächster Nähe ist, dann fanden wir ihn

in der Nacht nie und nimmermehr! Und schon schweigt das uns leitende Tier, gerade als wir wieder offeneres Land erreichen. Pyrinaso aber schiesst wie ein Pfeil los in die Richtung, aus der das letzte Quaken geklungen. Sein scharfer Sinn hat ihn recht geleitet, der im Busch versteckte kleine Tümpel, ein Ueberbleibsel der letzten Regenzeit, ist gefunden!

War das ein Satt-Trinken gewesen! Bis an die Knie stehe ich im Wasser, und immer und immer wieder schöpfe ich mit beiden Händen das Leben spendende Nass. Nie hätte ich geglaubt, dass ein Trunk so munden könne, wie diese braune, warme Brühe! Ich hätte den schwarzen Kerl, dem allein die rasche Beendigung der Durstnot zu danken war, umarmen können.

Was aber nun weiter? Der alles beherrschende Durst ist gestillt und damit bin ich auch wieder befähigt, an anderes zu denken als nur an Wasser. Was soll nun geschehen? Werden wir den schrecklichen Weg in der Nacht wieder zurückmüssen, oder wollen wir hier den Morgen abwarten? Die Schwarzen überheben mich jedes weiteren Entschlusses. Sie suchen am Rande des Tümpels eine grasfreie Stelle, strecken sich der Länge nach aus und mit Jussufs Schama, die er turbanartig um den Kopf getragen hatte, decken sie sich zu, so gut es geht. Knapp genug freilich ist die Decke, und müssen sich die beiden grossen Menschen so klein machen als möglich und aneinanderschmiegen wie die Heringe. Sie haben aber doch wenigstens einigen Schutz gegen die Moskitos, ich aber bin ihnen erbarmungslos preisgegeben. Denn durch den dünnen Kaki stechen sie durch, sowie er sich anlegt! Und ich hätte doch die Ruhe so nötig! Also versuche ich's, lege mich auch hin und bedecke das Gesicht mit dem Taschentuche. Unmöglich, auch nur eine Sekunde Ruhe zu finden! Nacken, Hände und alle Stellen, an denen der Khaki anlegt, sind im Augenblicke dick verschwollen, die Qual ist stärker als die Uebermüdung, sie ist einfach unerträglich. Wenn ich nur Zündholz gehabt hätte, um ein Feuer zu machen, in dessen Rauchschutze ich doch vielleicht ein wenig Ruhe gefunden! Aber nichts hatte ich bei mir, rein gar nichts, wollte ich doch in wenigen Stunden wieder zurück sein und hatte auch nicht im ent-

ferntesten daran gedacht den Ausflug derart auszudehnen. Nur die verfluchten Elefanten hatten mich in diese Situation gebracht. Sie und die vor Elfenbeingier blindwütigen Schwarzen. Wie ich sie hasste! Doch half dies alles nichts, es hiess jetzt einfach sich mit der Gegenwart abfinden. So tat ich denn das einzig Mögliche und verbrachte stehend die ganze Nacht, die zweite schlaflose Nacht! Nur stehend konnte ich mich einigermassen der Blutsauger erwehren, indem ich Rock und Beinkleid schüttelte und mit dem Taschentuche fächelnd Gesicht und Nacken schützte. Und sank manchmal der Arm erschlafft herab und fielen die bleiernen Augenlider vor Uebermüdung zu, so dauerte der selige Traum der möglichen Ruhe nur Sekunden, bis eben die lauernden Bestien die ungeschützten Angriffspunkte gefunden und sich eingestochen hatten. Diese Tortur ist stärker als der ärgste Schlaf, sie übertrifft noch die Schmerzen des Schlafbedürfnisses.

Der erste heisere Ruf des Reihers vom Omo her! Gleich darauf noch andere Vogelstimmen! Die Frühaufsteher der gefiederten Welt. Ist es möglich? Soll es wirklich Morgen werden, soll die Nacht der Qual beendet sein? Die funkelnden Sterne am Himmelszelte verblassen, das Düster der Nacht wird lichter und lichter, die gespenstigen Konturen des Waldes im Westen nehmen bestimmtere Formen an. Der Morgen bricht an.

Nun aber auch keinen Augenblick länger an dieser verfluchten Stelle hier verweilen! Mit einem derben Fusstritte wecke ich die beiden einmütig schnarchenden Schwarzen. Sie, die allein mich in diese unangenehme Situation gebracht, sie brauchte ich wahrlich nicht zu schonen. Zurück will ich zum Lager, wo ich Speise und Schlaf finden kann. So schnell als möglich. Ich habe lange genug gefastet und gewacht, ich kann bald nimmer.

Warum zögern die beiden, warum ziehen sie nicht gleich los? In meinem Zustande macht mich jede Sekunde nervös, die unnütz vergeudet wird. „Hit—hit“! Drohend rufe ich's ihnen zu, drohend hebe ich ein Stück Holz zum Schlage, nicht bedenkend, dass ich ohne die beiden verloren sei, dass ich sie notwendiger brauchte denn je. Nie und nimmer hätte ich allein zurückgefunden!

Jussuf spricht heftig auf Pyrinaso ein. Ich kann natürlich nichts davon verstehen, höre aber das Wort „Mukdsche“ immer wiederkehren. „Mukdsche“? Mir ist, als wenn ich es schon gehört hätte! Richtig, Osman nannte so eine kleine Siedlung von Eingeborenen am Omoflusse. Dorthin also zog es Jussuf? Pyrinaso aber wollte nicht und brachte allerlei Einwendungen vor. Er wollte wohl nach einem anderen Orte. An Bulali aber dachte keiner mehr. Sie hatten aufgegeben, nach ihm zu suchen. Mir auch recht, wenn ich nur endlich wieder zu essen bekomme und schlafen kann. Alles andere ist mir völlig gleichgültig. „Mukdsche“ also wiederhole auch ich und unterstütze diese Willensäusserung mit den nötigen Gesten!

Nur ungern nimmt Pyrinaso die befohlene Richtung auf. Er scheint schwere Bedenken hinsichtlich unseres neuen Marschzieles zu haben und versucht mir dies klar zu machen. Unmöglich, zu einer so weitgehenden Verständigung reicht die Zeichensprache nicht aus. Was auch soll es sein? In Mukdsche sind Menschen, sind Hütten, dort werde ich zu essen bekommen und schlafen können, sonst will ich ja nichts. Also weiter so schnell als möglich.

Stunden um Stunden geht's durch den Busch. Die Sonne steht schon wieder hoch am Himmel, die Hitze wirkt auf den übermüdeten Körper doppelt erschlaffend, und nur mühsam schleppe ich mich weiter. Aus der Lethargie, die mich befallen, werde ich erst durch wiederholten Zuruf Pyrinasos aufgerüttelt. Wir sind am Ziele, vor uns liegt Mukdsche.

So entsetzlich armselig hätte ich mir die Ansiedlung wahrlich nicht vorgestellt! Die wenigen niederen Hütten windzerzaust und schiefgedrückt, der Dornenkraal zerrissen und lückig. Je näher wir kommen, einen desto verwahrlosteren Eindruck macht das Ganze. Sollte am Ende der Ort verlassen sein und Pyrinaso deshalb sich geweigert haben, nach hier zu gehen? Das wäre ein neuer Schlag! Wimmern, das aus einer der Hütten dringt, verscheucht den Zweifel. Gott sei Dank: Menschen. Nun kann's nicht mehr fehlen. Wir schreiten durch den Zaun, der das Gehöfte umgibt. Hallo! Ein abgehärmtes Weib mit dem wimmernden Säugling an der schlaffen Brust wird sichtbar, dann noch ein krüppelhafter Junge, zum Skelette abgema-

gert, das ist alles, was zu Hause ist. Entsetzliche Not und Elend spricht aus ihnen. Wo aber sind die anderen, die Männer und Frauen, Knaben und Mädchen? — Sie sind mit dem ersten Morgengrauen in den Busch gezogen, Beeren zu suchen und wilden Honig, um den nagenden Hunger zu stillen. Die Ernte war missraten, die wenigen Schafe bald verzehrt und bittere Hungersnot seit Wochen in die Hütten dieser stumpfsinnigen Neger eingekehrt. Und hierher waren wir stundenweit gezogen, um uns satt zu essen? Ausgerechnet hierher? Der reinste Hohn! Fort von dieser Stätte des Elends, so schnell als möglich, hier haben wir wirklich nichts zu suchen!

Nur Eines gibt es jetzt noch für uns: zurück zum Hauptlager. Freilich ist es nach Bumme weit, sehr weit sogar — ich schätze die Entfernung auf acht bis zehn Stunden —, doch dann hat ja die Not ihr Ende, dann werde ich essen können und schlafen nach Herzenslust! Wie die Aussicht darauf mit einem Male die Erschlaffung verscheucht und neue Spannkraft gibt! Vor wenig Minuten noch glaubte ich die endlich gesichteten Hütten von Mukdsche nicht mehr erreichen zu können, und jetzt schien mir selbst ein Marsch von 8 bis 10 Stunden keine Schwierigkeit mehr! Vorbei ist die Uebermüdung, vorbei der quälende Schlaf. Ich denke gar nicht mehr daran, dass ich seit gestern morgen auf den Beinen, dass ich seit dieser ganzen Zeit ohne Speise gewesen, ich denke nur noch daran, dass ich abends im Lager sein und mir alle Genüsse gönnen werde, die mir Alys Kochkunst und die freilich schon stark geplünderte Proviantkiste zu bieten vermag! „Hit-Hit Bumme."

Ohne ein Wort der Einwendung setzt sich Pyrinaso an die Spitze des kleinen Zuges. Wenn der Herr nach Bumme will, gut. Für ihn ist das keine grosse Sache. „Pyrinaso ist so stark wie ein Maultier", hatten die Gelefs stolz zu unseren Leuten gesagt und damit rühmend seiner Marschleistungen gedacht. Was also waren für ihn acht bis zehn Stunden? Auch für den herkulisch gebauten Jussuf war's keine Leistung, zumal ja auch dieser die Nacht einige Stunden geruht hatte. Für mich aber? Die Stimulanz von vorhin hatte nicht lange nachgehalten, nur das Müssen, der eiserne Zwang treibt mich noch vorwärts.

Durch Busch und Steppe, durch Steppe und Busch geht es dahin; ich sehe nicht rechts, ich sehe nicht links und denke nur noch daran nicht zurückzubleiben. Ein Glück nur, dass Pyrinaso zweimal Wasser fand, sonst wär' es wohl um mich schlimm bestellt gewesen.

Wie lange wir so wortlos weiter marschierten, weiss ich nicht. Ich sehe nicht auf den Stand der Sonne, merke nicht das Sinken derselben, erst als auf einmal die hellen Sterne über mich blinken, nehme ich wahr, dass es ja schon wieder einmal Nacht ist. Ich mag wohl völlig apathisch geworden sein; denn nur an das eine noch haftet die Erinnerung, dass Jussuf mitunter an seinen Sandalen nestelte und ich sehr böse darüber wurde.

Da bleibt Pyrinaso plötzlich vor mir stehen, so dass ich beinahe auf ihn aufpralle. Mit dem Arme deutet er in die Ferne: „Kiwrit". Was will er nur? Mein Denkvermögen lässt mich im Stich, und ich habe doch das Wort so oft gehört. Pyrinaso drängt in mich und deutet auf meinen um den Hals getragenen Triëder. Kiwrit — Kiwrit! Sollte er schon irre geworden sein? Mir wirbelt's im Gehirn und alles tanzt mir vor den Augen. Da mit einem Male die Erleuchtung! „Kiwrit" heisst doch Zündholz, Feuer?! Tausendmal schon hab' ich das Wort gebraucht, wie konnte ich das nur vergessen. Wie Schuppen fällt mir's von den Augen, nun weiss ich auch, was Pyrinaso will. Soll's wahr sein, soll der scharfsehende Wilde wirklich Feuersignale der Unseren sehen?

Zitternd vor Aufregung hebe ich das Glas und durchmustere die im nächtlichen Dunkel liegende Steppe. Guter Gott, es ist kein Zweifel mehr, dort sind die Unseren! Zwei Lichter in weiter Ferne, das ist Aly mit den Leuten!

Keuchend stürmen wir durch die Steppe. Die Schläfen pochen, die Pulse jagen zum Zerspringen. Ich kann nicht mehr und muss das Tempo mässigen. Da dringen Töne vom Lager zu mir herüber: Händeklatschen und monotoner Gesang. Ich kenne das, es ist der Totentanz!!

Schon gestern abend tanzten sie um den „verstorbenen Herrn", als der feige Bulali ohne ihn zurückgekehrt und die Hiobspost mitgebracht hatte, dass der Ferenki in den Busch gegangen und nimmer wiedergekommen sei. Nur Aly

glaubte an mich und zog mit dem Lager mir entgegen. Er steckte die Zeltlaternen, als es Nacht wurde, auf hohe Stangen; dann aber kroch er unter seine Decke und schluchzte wie ein Kind. So traurig war er, dass er nicht einmal tanzen konnte, der treue Kerl!



Pyrinaso und Jussuf, meine beiden Begleiter auf der „Elefantenjagd“

Der Heimmarsch.

Bis Bako wollten wir den gleichen Weg zurück. Unendlich langsam freilich ging's nur vorwärts, im reinsten Schneckentempo. Von den fiebergeschwächten Leuten, mehr als zwei bis drei Stunden Marsch zu verlangen, war einfach unmöglich. Auch diese kleine Anstrengung konnte ihnen nicht alle Tage zugemutet werden, ein über das andere Mal mussten Rasttage eingelegt werden, um den Kranken völlige Ruhe zu gönnen. Mehr Rasttage fast als Marschtage. Ein Glück nur, dass es die ersten Wochen immer etwas zu jagen gab. So waren diese Marschpausen für mich doch nicht ganz verloren. Ich nutzte sie nach Kräften aus, um der langwierigen Reise auch noch einigen jagdlichen Erfolg zu sichern.

Das erste Morgengrauen sah mich schon an solchen Tagen mit der Büchse in der Steppe, und meist wurde es Nacht, bis ich wieder im Lager zurück war, wenn nicht gar freiwillig oder unfreiwillig im Jagdgebiete kampiert werden musste. Bulali, der einzig Gesundgebliebene der Karawane, war auf diesen Jagdzügen mein steter Begleiter, sonst meist nur Eingeborene der Gegend. Von meinen übrigen Leuten konnte ich keine weitere Anstrengung verlangen, als ihnen gerade der Marsch auferlegte. Sie litten immer noch an Malaria, so dass ich froh sein wollte, wenn sie überhaupt mitkamen. Wie sie mich erbarmten, die Armen, die meinethalben dies alles litten! Und doch musste ich oftmals hart und grausam gegen sie erscheinen und durfte nicht nachgeben, wenn Aly jämmerlich flehte: „Herr, lass uns doch noch ein paar Tage hier rasten, wir können ja nicht mehr weiter". Sie mussten aber weiter, sie mussten marschieren, und wenn ich mit dem Stocke

vorwärts trieb. Hit — Hit hiess es ohne Erbarmen! Im eigensten Interesse der fiebernden Leute. Hier unten in der verseuchten Niederung würden sie niemals gesunden, Rettung für sie war allein in dem Hochlande zu erhoffen. Wenn ich sie nur bis Bako brachte, dann war schon viel, vielleicht alles gewonnen. Dort waren doch Osmans Leute, war auch ein abessinischer Schum, den ich mit dem Kaiserbriefe zwingen konnte, die Kranken aufzunehmen und zu verpflegen. „Nur bis Bako." Das waren die Worte, die ich in jenen schlimmen Zeiten für mich wohl tausendmal hersagte, mir selbst zum Troste. „Nur bis Bako!"

Es ging besser, als ich anfangs glaubte. Gegen Neri zu liessen die Moskitos nach, und als wir dort am Rande des ansteigenden Berglandes auf zugigem Hügel Lager machten, hatte ich zum ersten Male wieder Hoffnung auf gute Rückkehr aller Leute. Hier wollte ich einige Tage rasten, bis die von Osman aus Bako bestellten Schankellaträger eingetroffen waren, dann auch, um meinen Leuten vor dem anstrengenden Aufstiege nochmals ausgiebige Ruhe zu gönnen. Ich aber jagte von früh bis abends und hatte noch kurz vor Torschluss die ersten Erfolge auf Grosswild. Ein starker Mähnenlöwe und zwei Büffel zierten die Schussliste! Wehrhaftes Wild lag endlich auf der Decke. Diana hatte mir im letzten Augenblick noch wohlgewollt, und was ich in Monaten nicht gefunden, in wenig Stunden beschert. —

Wie schwer uns allen der Gebirgsmarsch ankommt! Nur mühsam schleppen sich die fiebergeschwächten Leute aufwärts, und mir selbst schmerzen auf dem steinigen Terrain die wunden, von defektem Schuhzeug nur ungenügend geschützten Füsse. Das letzte Paar Stiefel war seit Wochen schon zerrissen; das scharfe Steppengras hatte das Oberleder durchscheuert, und so mancher Dorn, mancher Schilfstummel ungewünschten Eingang gefunden. Ein halb Dutzend offene Stellen an jedem Fusse! Zu Hause wäre das eine grosse Sache gewesen, Arzt und Apotheke die unausbleibliche Folge; draussen in der Wildnis aber nimmt man sich kaum Zeit, auch nur den einfachsten Verband anzulegen! Man wird hart gegen sich und die anderen. Muss es werden; es geht eben nicht anders.

Wenn wir nur schon oben wären. Ich verzapple mich fast vor Ungeduld, da die Leute nach wenigen Minuten immer wieder Rast machen und sich erschöpft unter dem nächsten schattigen Busche niederlassen. Es ist zum Verzweifeln und doch unmöglich, mit Gewalt den Marsch zu beschleunigen. Die Leute geben sowieso ihr Bestes her, um vorwärts zu kommen und sinken vor Schwäche um, wenn man sie treiben will! Der zweite Marschtag ist schon beendet, und noch liegt kaum die Hälfte des Anstiegs hinter uns!

Kommen da nicht Leute von oben mit Tieren? Ich hebe das Glas, um die Gestalten zu mustern, die den in weiter Ferne sichtbaren Steig herabkommen. Da ist ja „Lady“ gesattelt und gezäumt, dort der Braune mit Alys Bocksattel, dort noch zwei Reittiere aus Osmans Haus? Tatessa, der aufmerksame Diener Osmans, hatte aus eigenem Antriebe uns die Tiere entgegengeschickt. Er wusste wohl, wie müde wir alle waren.

Wie selig war ich, als ich mein liebes, treues Tier wieder hatte! Und wie wohlgenährt und stattlich sah das Muli aus! Man merkte ihm an, dass es Monate des süssen Nichtstuns und der fetten Weide hinter sich hatte! Nun waren für mich die Tage der Plackerei vorbei, nun konnten meine wunden Füsse wieder ausrasten, „Ladys“ breiter, starker Rücken wird mich sicher tragen. Ein guter, treuer Freund ist mir zu helfen gekommen.

*

„Herr, wach auf! Einen ganzen Tag und eine Nacht schläfst du schon! Bist du denn nicht hungrig?“

Was ist los? In meinem verschlafenen Zustande verstehe ich nicht, was der Boy sagt und was er mit dem Kochtopf vor meinem Feldbette will. Ich reibe mir die Augen und sehe mich um. Wo bin ich eigentlich? Ein Dach über mir, gutgeglättete Lehmwände ringsum, ein für abessinische Verhältnisse fast prunkhafter Raum! Wie komme ich nur hierher? Der tiefe, unnatürlich lang dauernde Schlaf hatte mir im Augenblick jegliches Erinnerungsvermögen geraubt, und nur langsam fange ich an die Situation zu begreifen. Als gestern früh endlich der letzte Mann

der Karawane glücklich gelandet und ich die schweren Sorgen, die mich wochenlang in Atem hielten, mit einem Male losgeworden war, da forderte die Natur ihre Rechte, da kam urplötzlich die ganze durch die bisherigen Aufregungen und Anspannung zurückgedämmte Müdigkeit mit aller Macht zum Durchbruch. Müde war ich, entsetzlich müde, und kaum, dass Aly das Feldbett in Osmans Herrenhause aufgeschlagen hatte, da warf ich mich mit Kleidern und Stiefeln darauf, um auch schon im nächsten Augenblicke fest und tief einzuschlafen. Umsonst versuchte der Boy, mich mittags zu wecken, umsonst hatte er Reissuppe mit Hammelfleisch gekocht, umsonst diese meine Lieblingsspeise abends aufgewärmt. Ich war nicht wach zu kriegen, weder gestern mittags noch abends. „Der Herr ist schwer krank, er hat Fieber bekommen.“ So denken meine Schwarzen und decken Mantel und Burnus über mich, wie sie's bei Fieberkranken immer tun. Nur um so besser schlafe ich unter dieser wärmenden Hülle, die man in dieser Höhe recht gut vertragen kann! — Volle 24 Stunden Schlaf in Stiefel und Kleidern. Soviel brauchte der völlig erschöpfte Körper, um wieder ins Gleichgewicht zu kommen.

Wie wohl fühlte ich mich nach dieser ausgiebigen Ruhe, wie neugeboren! Und hungrig wie ein Wolf! Zum ersten Male wieder seit Wochen. Immer und immer wieder muss Aly den Teller füllen, und der treue Bursche strahlt vor Freude, dass es dem Herrn wieder besser gehe. Denn bei solchem Appetite kann das „Fieber“ doch nicht gefährlich sein, das leuchtet, glaube ich, auch dem stumpfsinnigsten meiner Leute ein!

Tage des Ein- und Umpackens folgen. Überall heisst es selbst mit Hand anlegen und nachsehen, damit nichts Ueberflüssiges mitgenommen, nichts Wertvolles zurückgelassen wird. Die Tragtiere müssen durch Zukauf wieder auf die volle Zahl gebracht, die Lasten verteilt werden. Endlich ist alles so weit in Ordnung, dass an den Aufbruch gedacht werden kann. Morgen soll's losgehen. Meine Leute freuen sich alle; es geht nach Hause. Keiner will mehr hier bleiben, auch die Fieberkranken nicht. Die Sehnsucht nach der Heimat im Verein mit der gesunden Höhenluft wirkt geradezu Wunder. Sie fühlen sich mit einem

Male gesund und kräftig genug zum Marsche und verzichten — zum ersten Male während der ganzen Reise — auf die ihnen versprochene längere Rast in Bako.

Ein kleines Intermezzo gibt es noch vor der Abreise, ernst und komisch zugleich. Osman war seit Tagen auffallend traurig und gedrückt. Den Grund seines Kummers aber teilte er niemanden mit, er verschloss ihn im Innersten seines Herzens. Er hatte auch Ursache zu schweigen: drei seiner Weiber waren, als er zurückkam, fort. Sie waren, wie man ihm sagte, aus eigenem Antriebe entlaufen. Damit freilich war seine Eitelkeit aufs tiefste verletzt. Wie kann man aber auch ihn, den schönen Mann, verlassen? O, diese herzlosen, geschmackverirrten Weiber! Osman war gekränkt in seiner tiefsten Seele. Die übrig gebliebenen 13 suchten zwar ihren Herrn und Gebieter nach Kräften über den Verlust zu trösten und boten ihrerseits das Möglichste auf, die Abtrünnigen in allen Gebieten zu ersetzen. Umsonst, Osmans Stirne blieb umwölkt.

Da bringt einer seiner Späher die ungeheuerliche Kunde: „Nicht weggelaufen sind Dir die Weiber, sondern des Ferenkis Nagadi haben sie entführt und dort oben im Bakodorfe versteckt. Morgen sollen die Mädchen mit nach Schoa ziehen.“

Der Senegal rast, wütet, spielt den wilden Mann. Er brüllt nach Gewehr und Patronengurt, hängt sich zu allem Ueberfluss ein paar Pistolen an und steckt ein mächtiges Schlachtschwert mit schöner grüner Lederscheide durch den Gürtel. Also angetan erscheint er waffenklirrend und augenrollend vor meinem Zelte. Ich bin nicht im Bilde und weiss von nichts. Mit Müh' und Not endlich werde ich aus seinen Wutausbrüchen einigermassen klar und fange an zu begreifen, um was es sich eigentlich handelt. Das war freilich nicht schön von den hier zurückgebliebenen Maultierleuten gewesen, dass sie Osmans Gastfreundschaft in dieser Weise missbrauchten, während wir uns unten am See abplackten! Dafür wollte ich sie aber auch vor seinen Augen tüchtig strafen und die Weiber ungesäumt zurückgeben.

So sprach ich zu Osman und glaubte ihn zufrieden.

Da kam ich aber schlecht an. Der aufgeblasene Neger hob an grosse Töne zu reden: das sei keine Genugtuung für ihn, er wolle die Leute ausgeliefert haben, ausserdem Schadenersatz und weiss Gott, noch was alles. So wütet der Hanswurst weiter, dabei ab und zu unter fürchterlichem Augenrollen die Waffen schüttelnd, bis mir die Sache zu dumm wird und ich nach dem abessinischen Schum von Bako schicke den Streit zwischen uns zu schlichten. Das wirkte wie eine kalte Dusche auf den Theaterhelden. „Wir brauchen den Schum nicht. Gib 30 Taler für jede Frau und die Sache ist gut." So rasch hätte ich wahrlich nicht geglaubt, dass der kampflüsterne Held umstecken würde und war über diese plötzliche Wendung so frappiert, dass ich auf den Preis hereinfiel. Man denke nur: 30 Taler, d. i. 60 M., für eine Frau! Das ist viel, arg viel, zumal in Bako. Osman aber freute sich über das gute Geschäft und auf die Neuerwerbungen, die er mit dem Gelde machen wollte. Die doppelte Anzahl hoffte er dafür zu bekommen und „lichtgefärbte wie die Schama"! —

Der Tsetse halber, die um diese Jahreszeit in dem von uns vor Monaten zum Anmarsche benutzten Längstal auftritt, biegen wir bei Uba östlich aus. Die Route führt über das Gebirge längs des Margarit-Sees. Bergauf, bergab, auf teilweise kaum ausgetretenem Saumpfad geht der Mensch und Tier in gleicher Weise anstrengende Marsch. Wir können nur kleine Strecken zurücklegen, zumal die meisten unserer Fieberkranken wieder rückfällig sind und auch die übrigen nichts mehr zum Zusetzen haben. Wenn es in diesem Tempo weiter geht, sind wir in zwei Monaten noch nicht in Addis-Abbeba. Nette Aussicht! —

Wir lagern auf einem Höhenzuge, noch weitab von einer Ortschaft. Wieder einmal ein uns auferzwungener Lagerplatz, den wir der Not gehorchend beziehen mussten, da ein Teil der Leute nach kurzem Marsche versagte. Es war unmöglich, sie auch nur eine halbe Stunde weiterzubringen, weder mit Güte, noch mit der Peitsche. So erteilte ich denn notgedrungen an der nächsten windgeschützten Stelle Befehl zum Absatteln. Nichts gab's hier als Wasser, alles andere musste weither aus dem Dorfe, das von ferner Kuppe herübergrüsst, geholt werden. Ich schicke einen

meiner Leute mit dem Kaiserbrief dorthin. Er soll den Schum des Dorfes zur Tributleistung auffordern. Wenn der aber nicht will, oder die Dorfleute sich weigern, so weit zu uns zu kommen? Wass dann? Dann war eben wieder einmal Schmalhans Küchenmeister.

Stunden auf Stunden vergehen. Schon habe ich die Hoffnung aufgegeben, da zeigt sich in der Ferne ein Zug Leute, die auf uns zu halten. Näher und näher kommen sie. Voraus ein Reiter auf festlich gezäumtem Rosse, umgeben von Gewehrträgern, dann ein langer Zug: Männer und Frauen, beladen mit Holz, Heu, ihnen folgen Mädchen mit gefüllten Brotkörben auf dem Kopfe und Knaben mit Bündeln lebender Hühner. Ganz am Schlusse gar noch Schankella-Sklaven, die zwei Ochsen und ein halbes Dutzend Hammel vor sich hertreiben. Was soll das? Soll dies alles uns gehören? Ich kann's kaum glauben. Das wäre ja das reinste Schlaraffenland! Meinen armen ausgehungerten Leuten aber läuft bei diesem Anblicke das Wasser im Munde zusammen und ihre lüsternen Blicke verraten den Genuss, den sie erhoffen. So reichlich ward ich noch nie beschenkt.

Ein gut Stück vor meinem Zelte hält der Zug an. Der Schum steigt von seinem Pferde. Er hinkt ja! Das ist das erste, was mir an ihm auffällt. Mühsam nähert er sich, gestützt von den Seinen. Schade um den Mann. Sonst eine schöne Erscheinung. „Atu Matabi ist ein grosser Krieger, ein mächtiger Mann hier unten", flüstert Aly mir zur Information zu. So ist es ihm befohlen, und je nach der Auskunft, die ich erhalte, bemisst sich mein Benehmen dem Besuche gegenüber.

Atu Matabi darf in meinem Stuhle sitzen; die höchste Auszeichnung, die ich zu vergeben habe. Ich selbst lasse mich auf dem Feldbette nieder und langweile mich über die bekannten Höflichkeitsphrasen, die ich so ziemlich jeden Tag in gleicher Art und Weise aufgetischt bekomme. Die gegenseitigen Komplimente, die ich bereits auswendig kann, sind endlich vorüber und ich hoffe nun, dass der Besuch sich wieder empfehle. An zarten Winken hierzu fehlt es von meiner Seite nicht, doch umsonst. Der hohe Herr

fühlt sich scheinbar recht wohl in meinem Stuhle und lässt eben wieder eine grosse Rede los. „Atu Matabi hat eine grosse Bitte, Herr!" verdolmetscht Aly. Dacht' ich mir's doch vorhin schon beim Nahen des Schlaraffenzuges! Soweit habe ich die Abessinier längst kennen gelernt, dass sie umsonst nichts geben, was sie nicht müssen. Was also will er? Der Schum hebt an, erzählt von seiner Stärke, von seinem Mut und Heldentaten. Bis vor neun Monaten sei er stark wie ein Büffel und flüchtig wie eine Gazelle gewesen, und heute krank und schwach, dem Tode geweiht, wenn man ihm nicht helfe. Einem angeschossenen Löwen sei er im dichten Wald nachgerannt und habe sich ein Stück Holz in den Fuss gestossen, an dem er noch sterben werde. Die Seinen bestätigen es unter lebhaften Gesten, erzählen von den Schmerzen, die ihr Herr zu leiden habe und von der Raserei, die ihn mitunter befalle.

Was aber soll ich dabei tun? „Hilf ihm, Herr, du kannst es", so drängt Aly in mich, so flehen auch die Leute des Schums. Nur Matabi selbst bleibt stumm, er ist zu stolz, zu jammern, doch sagen seine unentwegt auf mich gerichteten bittenden Blicke mehr als all das Gerede der anderen. Mich dauert der arme, vornehme Kerl. Doch wie kann ich ihm helfen? Das tief im Innern am Gelenk sitzende Holz zu entfernen, dazu gehören chirurgische Kenntnisse, die ich nicht habe. Ein falscher Schnitt, und der Mann bleibt für immer lahm, wenn ich nicht zum Ueberfluss auch noch ein Gefäss verletzte. Das könnte eine nette Geschichte geben. Und doch will ich den sympathischen Mann nicht ohne weiteres abweisen und die auf mich gesetzte Hoffnung nicht gänzlich zu Schanden machen. Schon meines eigenen Ansehens halber nicht. Also nehme ich einen langen Streifen des bekannten Kautschuk-Heftpflasters und verklebe unter grosser Wichtigtuerei kreuz und quer die kranke Stelle. „In zwei bis drei Tagen wirst du geheilt sein", so entlasse ich den Patienten in der sicheren Annahme, bis zum Ablauf dieser Frist schon über alle Berge zu sein.

Ob der Schum wohl an die Heilkraft meiner Mittel glaubte? Sein trauriger, wenig hoffnungsvoller Blick, den er mir beim Abschiede zuwarf, sprach nicht dafür, trotz der

überschwänglichen Dankesbezeugungen seines leichtgläubigen Gefolges.

Zwei Tage später. Im einsamen, baumdurchsetzten Wiestale an silberhellem Bächlein machen wir Lager. Wir haben von den überreichen Gaben Matabis noch grosse Vorräte, brauchen also diesmal die Nähe einer Ortschaft nicht. Hoffentlich bleiben wir heute einmal an diesem idyllischen, versteckten Platze allein und bin ich nicht wieder verurteilt stundenlang das hohle, gleissnerische Geschwätz der dem Kaiserbriefe und seinem Inhaber huldigenden Dorfgrössen anzuhören. Hier wird uns ja doch hoffentlich niemand aufspüren! Man kann auch in der Wildnis Sehnsucht nach Einsamkeit haben. — Behaglich sitze ich in meinem Feldstuhl unter einer schattenspendenden Akazie und schlürfe mit grossem Genuss den herrlichen Mokka, den Aly kunstgerecht auf türkische Art bereitet hat.

Zum Teufel, da kommen ja Reiter! Wer hat uns denn schon wieder ausspioniert? Jetzt werde ich doch einmal grob, wenn man uns so gar nicht in Ruhe lassen kann. Aly, der die ungebetenen Gäste wegweisen soll, sieht scharf nach der Reitergruppe hin. Aufgeregt dreht er sich nach mir um: „Atu Matabi.“ Da haben wir die Bescherung!

Ein Wunder war nicht geschehen und der Fuss noch gerade so schlimm wie vorher. Mir dies zu zeigen, war der Schum hierher gekommen. „Du hast versprochen, den Fuss zu heilen und musst es nun auch tun. Ich gehe nicht mehr eher fort.“ Das war seine bestimmte Antwort auf alle meine Ausflüchte und Vertröstungen auf die Zukunft.

„Schneide ihm das Holz heraus, Herr, Matabi bittet dich darum, er weicht dir sonst nicht mehr von der Ferse!“ drängt Aly immer wieder in mich. Wie aber soll ich das fertig bringen? Die Sache liegt durchaus nicht so einfach, das habe ich schon letzthin erkannt. Umsonst versuche ich den Schum durch Schilderung der verschiedensten Gefahren, der greulichen Schmerzen, die er haben werde, von der Operation abzubringen, umsonst hoffte ich ihn durch das glitzernde Messer, Schere und Pinzette einzuschüchtern. Der Mann hatte leider riesig Schneid und zeigte sich mit allem einverstanden. Ich glaube, er hätte auch ohne weiteres zugestimmt, wenn ich ihm eröffnet hätte, dass das ganze

Bein weg müsse. Das war schon ein anderer Kerl als der Weichling von Uba!

Also in Gottes Namen 'ran an die Sache. Ich schnitt kräftig und tief zu, tastete mit der Pinzette eine Zeitlang und fand. Ein kräftiger Riss und .... hurrah! „Den Missetäter haben wir!" Einen mächtigen Splitter Hartholz halte ich dem standhaften Patienten vor die Augen.

Wie erstarrt blickt Matabi einige Momente auf das unglückselige Stückchen Holz, dann bricht ein Jubel los, wie ich ihn bei einem erwachsenen Menschen noch selten gesehen. Er weiss vor Glück und Dankbarkeit gar nicht mehr, was er tun soll: küsst mir Füsse und Hände, küsst die Erde, wo ich stehe, verspricht mir zu bringen, was mein Herz begehrt. Unverzüglich will er abreiten, kümmert sich nicht im geringsten mehr um die stark blutende Wunde, duldet kaum den oberflächlichsten Verband, nur um keine Zeit zu verlieren und morgen früh rechtzeitig mit all den Schätzen da zu sein, die er in seinem Glücksgefühl versprochen: „Ochsen, Schafe, Hammel und Mädchen, so schlank wie Bambus". —

Da hiess es also, morgen recht früh abzureiten, um all den zugedachten Dankesbezeugungen zu entfliehen. — Die innere Befriedigung, die ich ob des glücklichen Gelingens empfand, war zu schön, als dass ich sie durch greifbare Vergeltung entweihen lassen wollte.

*

Was soll ich vom Heimweg noch weiter erzählen? Langweilig und stumpfsinnig vollzog sich der Marsch, ohne nennenswerte Abwechslung und ohne Jagd. Perlhühner, das einzige Wild tage- und wochenlang! Das will so gar nicht nach Büffel- und Löwenjagden munden. Dabei werden unsere Marschleistungen immer kleiner statt grösser, und wenn es so weiter geht, sind wir vor August überhaupt nicht in der abessinischen Hauptstadt zurück.

Der 2. Juli. Kurz vor Gurbarac kommen wir wieder auf die grosse Karawanenstrasse. Vor drei Monaten waren wir hier südwärts gezogen, voll froher Hoffnung, voll ehrgeiziger Pläne. Und hat sich auch nicht alles erfüllt, was ich damals erhofft und ersehnt, so konnte ich doch im

grossen und ganzen mit dem Erreichten recht zufrieden sein, zumal mir auch das Beste beschieden war: vollkommen gesund zu bleiben. Das ist für den Afrikaner immer ein Gnadengeschenk, das nur der richtig einschätzen kann, der weiss, wie wenigen das Glück beschert ist völlig ungestraft unter der tropischen Sonne zu wandeln. —

Ueber 200 Kilometer sind es noch zur Hauptstadt. In dem Schneckentempo, das uns der Schwächezustand der Kranken, die Erschöpfung der Tiere und nicht zum letzten die schlechte Verfassung der Wege während der Regenzeit aufzwingt, ist vor Wochen nicht an ein Ende zu denken. Sind unsere Marschleistungen die letzten Tage doch lange nicht 20 Kilometer im Durchschnitt gewesen! Ich aber kann so nahe vor dem Ziele dies langsame Dahinkriechen einfach nicht mehr ertragen. Es ist mir direkt eine körperliche Pein, so nutzlos die Zeit vertrödeln zu müssen und immer gleich wieder haltzumachen und ins Lager zu gehen, wenn man noch kaum warm geworden war! Dazu der Gedanke an die Freunde, an den Komfort in Addis-Abbeba, an liebe Briefe, die ich dort vorfinden würde, an Zeitungen! Alles so nahe und doch noch so unendlich ferne, wenn ich mit der Karawane weiter zog! Tantalusqualen!

Warum machte ich nicht ein Ende und zog allein los? In 3—4 Tagen war's für mich zu machen, denn „Lady" ist stark und noch in guter Verfassung. Aly wird doch in Gottes Namen die Leute auf der grossen Karawanenstrasse auch ohne mich heimführen können! Wenn's not tat, wollte ich ihm ja Entsatz von Addis-Abbeba schicken. — Nicht ungern hörte der Boy die Kunde von dem neuen Plane; so ein bisschen „Herr spielen" schien ihm wohl begehrenswerter, als tagtäglich den Prügeljungen abzugeben für all die Ungeschicklichkeiten, die in der Karawane vorkamen. „Reite voraus, Herr. Ich werde die Leute sicher heimbringen."

Lange noch sitze ich abends vor dem Zelt. Der Mond, der zeitweise durch die Wolkenbänke des regenschweren Himmels hindurchlugt, beleuchtet für mich zum letzten Male das Lager, das monatelang mein Haus, meine Stadt, mein Königreich gewesen. Die müden Schwarzen schlafen alle, nur Bulali nicht; ihn, den einzigen bisher Gesundgebliebenen meiner Leute hat im letzten Augenblick auch noch

das Fieber gepackt, und stöhnend wirft sich der arme Kerl von einer Seite auf die andere. Wenn ich ihm nur helfen könnte! Er war doch ein treuer Bursche, trotz der groben Nachlässigkeit damals, als ich auf Elefanten zog. Und gar die anderen. Wie nahe sie mir standen, merke ich erst jetzt, wo ich sie verlassen will! Wirklich richtige weiche Abschiedsstimmung. —

Mit erstem Morgengrauen geht es dahin, ohne Zelt, ohne Gepäck, ohne alles. Nur das Tagebuch habe ich bei mir und als Proviant ein Fläschchen Maggi; die Eier dazu würden wir schon in den Gallahütten finden, davor war mir nicht bange. Zwei Berittene, beide fremd meiner eigenen Krawane, sind meine ganze Begleitung: Askar Tasama aus Bako, der als Schmarotzer mir folgte, und Capeta, ein Unteroffizier der Gesandtschaftswache. Ihn hatte der besorgte Gesandte Dr. Scheller-Steinwartz ausgesendet nach mir zu suchen, als Karawanenleute aus dem Süden schlimme Nachrichten über den „Kuffu Ferenki"*) gebracht hatten.

Im Sattel von früh bis abend, solange es die Tiere vermögen. Mit sinkendem Lichte geht's ins Quartier, die nächste beste Gallahütte. Guter Gott, waren das Nächte! Nie und nimmer werde ich sie vergessen. Ein Dutzend Menschen: Männer, Weiber, Kinder, dazu Ochsen, Ziegen, Hühner, alles zusammengepfercht auf den einzigen Raum, so dass man sich nicht rühren konnte, ohne mit irgend etwas Lebendem zusammenzustossen! Dazu das Ungeziefer aller Art, das in den langen Nächten zur grausamen Pein wurde! Und draussen blitzt, stürmt und schüttet es, wie es eben nur zur Regenzeit in Afrika schütten kann. Man kann nicht hinaus, man muss bleiben, ob man will oder nicht. —

Wer war froher als ich, als am 6. Juli Addis-Abbeba's blinkende Blechdächer von fernen Höhen herunterwinkten? Noch fünf, sechs Stunden, dann sind wir dort. Klatschend fallen die Hiebe auf die Flanken der ermüdeten Tiere, die instinktiv ihr Letztes hergeben, das „gelobte Land" zu erreichen.

*) „Böser Fremdling"

Fünf Uhr nachmittag ist es. Dr. Scheller steht eben mit den Herren der Gesandtschaft auf der Freitreppe, um nach getaner Arbeit ein wenig auszureiten. So ziemlich das einzige Vergnügen an diesem wenig begehrenswerten Aufenthaltsorte.

Da kommt durch das Gartentor ein zerlumpt aussehender, bärtiger Mann mit abgetriebenem Maultiere daher. Was will wohl der noch so spät auf der Gesandtschaft?



Abessinischer Schum mit Gefolge.

„Hurra, er ist's!“

War das ein Empfang gewesen! So herzlich, so innig, so überwältigend! Tausend Dank, ich werde es nie vergessen!

Ende.

Druck von J. S. PREUSS
Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14

